

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr 13 — Sonntag, 31. März 1935

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
fühl' ich, zerrann,
aber den Schlummer
führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
immer empor,
kommt mir das Leben
ganz wie ein Schlummerlied vor.

Friedrich Hebbel.



Der Kleingärtner.

Noch vor einiger Zeit war ein Spaziergang über die Hammer Landstraße eine einsame Wanderung, nur begleitet von den ausgerichteten Reihen der Nutzbäume und brachliegenden Feldern, über denen die Wolken sich ballten und wieder zerstißen; am Ende dieser kleinen Wanderung stand man dann vor dem hochgehenden Rhein, und dieses Ziel war sicherlich verlockend genug, wenn einer auch dem Anmarsch wenig Reize zusprechen wollte. Vielleicht wurde der Spaziergänger von dem plötzlichen Aufjubeln der scheinbar toten Erde in dem winzigen Geschöpf einer Lerche überrascht, aber dazu mußte er schon besonderes Glück haben.

Heute ist das anders. Die Luft ist ganz erfüllt von einem Singen und Jubilieren, daß man sich wundert, die Bäume noch nicht in vollem Grün prunken zu sehen. Und wenn man wieder einmal das Erlebnis des Rheins in sich aufnehmen wollte, dann könnte es sein, daß man auf dem Hiaweg schon so sehr von all dem Leben ringsum beansprucht wird, daß man das Wanderziel fast vergäße.

Hier in diesem Land, in dem alles weit ist und wandern heißt, bildet das Gelände der Kleingärten eine buntscheckige Insel, in der sich ein jeder gegen seinen Nachbarn mit einem freundschaftlichen Zaun abgrenzt, der mehr aus Korrektheit und des vollkommeneren Aussehens als zur eigenbrödlischen Abtrennung errichtet ist; das Ganze aber behauptet sich hartnäckig in seiner Buntheit und seiner Geschlossenheit gegen die gedämpften Töne und das große Ausschwingen des Landes.

Wenn am Nachmittag die Fabriktore sich öffnen, dann setzt eine große Wanderung auf der Hammer Landstraße ein. Vielfach kommen sie auf Rädern, weil sie auch gar keine Minute verstreichen lassen möchten, denn im Garten ist jetzt viel zu tun, und sie wirken dort mit einer ganz großen Liebe, man müßte fast sagen Besessenheit. Die Gartenhäuschen werden in Ordnung und fein gemacht, die klapprigen Zäune gefestigt, die Pfade zu wahren Promenadewegen ausgebaut, kurz alle jene genutzlichen Vorbereitungen getroffen, in denen man schon ein gut Teil sommerlicher Gartenfreuden vorweg bekommt. Aber da wartet auch ernsthafte Arbeit, das Land will umgebrochen werden, Beinahe weisevoll ist der erste Spatenstich, an

den sich die Fabriklasten oder Büromühen gewöhnten Hände mit einer Begeisterung machen, in der das Erbe von landbebauenden Ahnen hervorbricht. Die Arbeit ist ungewohnt und macht Mühe, das läßt sich nicht leugnen; darum stehen sie oft auf den Spaten gestützt. Aber dieses Ausruhen ist eine besondere Wonne. Da stehen sie wie Könige in ihrem kleinen Reich, spüren wohlige Müdigkeit in den Gliedern, schauen über ihr Besitztum mit einer ganz neuen Freude und in die untergehende Sonne, die schon kräftig während der Arbeit auf ihren Buckel gebrannt hat, die nun dampfend hinter der Silhouette der Stadt verschwindet und das Bild der Heimat in scharfen Konturen einprägsam dem Beschauer zeigt, ehe die Nacht es verwischt.

Wer als Wanderer oder Spaziergänger des Weges kommt, wird vielleicht ein wenig über diese unstädtische Leidenschaft der Städter lächeln, über ihre Begeisterung und ihren Aufwand an Mühe um ein so winziges Stückchen Erde, wie es ein Kleingarten ist, um diese paar Quadratmeter, auf denen sicher keine Reichtümer gedeihen, lächeln wird er über diese selbstgeziimmerten Hütten, mit denen einer den anderen über-

trumpfen will. Aber auch wenn sich dahinter nicht nur neidisches Gefühl verbirgt, wird dieser spöttelnde Spaziergänger nicht zufrieden sein, er wird den Autos, die mit unverringertem Tempo die Brückenauffahrt zur Rechten nehmen und den Zügen, die über die Brücke zur Linken rollen, mit Wünschen und Erwartungen nachblicken; der Kleingärtner aber läßt sich weder von Autos noch Zügen aufregen oder überhaupt in seiner Arbeit stören, und wenn er gerade eine Pause macht, wird er ihnen in die Ferne nachblicken wie jene Weisen, die der Fremde und der Weite mißtrauen, sich nicht nur mit dem, was sie haben, bescheiden, sondern dieses Bescheidene genießen und des Genießens froh sind.

Im Garten.

Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' sie berühren das ärmste Ding!
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe
Und tötest den schönsten Schmetterling.

Theodor Storm.



Frühjahrsarbeit im Kleingarten.

Photo: W. Pfeifer, Neuß.

abenkleidung

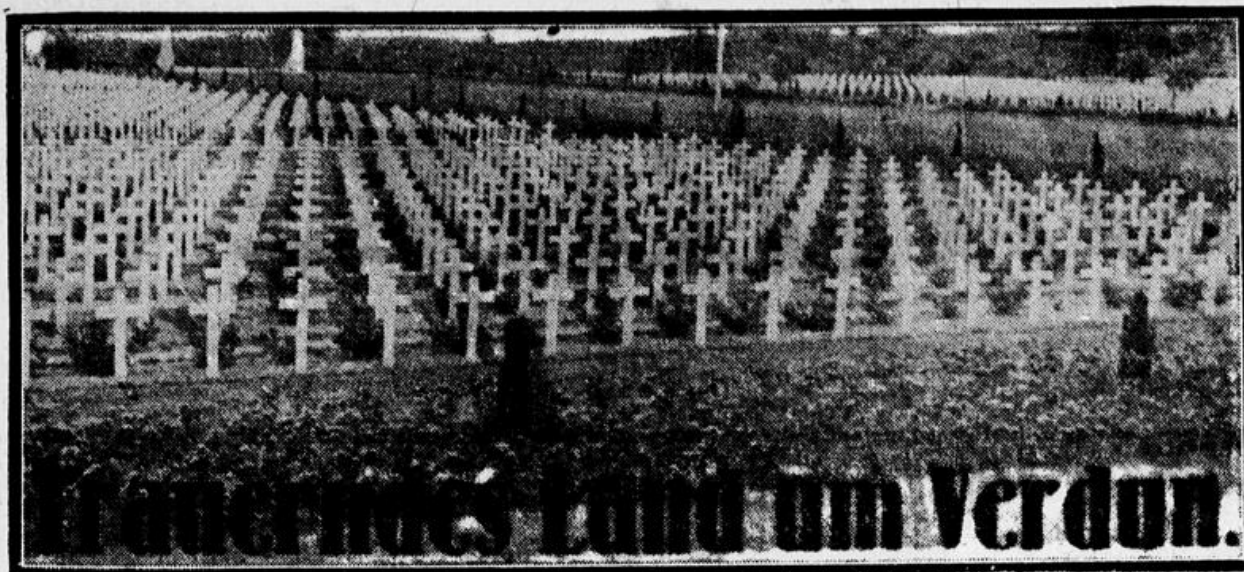
ewig

eiswert
s Lager
CH
rasse 21

ellinghoven
okal im Erfttal.
Tanz

werk
b. H.

5 Uhr



Ein alter Soldat aus unserem Heimatkreis erzählt von einer Verdunfahrt.

Nach kurzer Fahrt über den Höhenrücken „Katte Erde“ erreichen wir das Fort Douaumont, den höchsten Punkt des Schlachtfeldes, im Kriege heiß umkämpft wegen seiner wichtigen strategischen Lage. Ein junger französischer Soldat führt die Besucher durch das Innere des Forts. Durch den westlichen Eingang treten wir ein. Die vier Meter dicke Eisenbetondecke ist an mehreren Stellen durchschlagen von deutschen 42-Zentimeter- und französischen 40-Zentimeter-Granaten, Kalematten sind dadurch freigelegt. Trotzdem unter Bataillon hier einst für wenige Tage als Reserve untergebracht war, fehlt mir heute jede Orientierung. Wir benutzen damals die östlichen Eingänge. Heute findet man hier alles ausgeräumt im Gegenlicht zu der Zeit, wo noch „Betrieb“ war. An Kalematten vorbei führen uns die dunklen Gänge, die noch die Spuren deutscher Belagerung tragen. Man erkennt deutsche Lazarettbilder und sonstige Aufschriften. Der französische Führer rassist seine Entwürfe mechanisch herunter, er zeigt zugemauerte Eingänge, hinter welchen die aufgetakelten Toten noch ruhen, Maschinengewehre, Handgranaten, Gasmasken, Maschinengewehre, Leuchtpistolen, Stahlhelme zerbeult und durchschossen u. a. auch eine 42-Zentimeter-Granate. Eine wappenförmige schwarze Holztafel hat man mit deutschen Helmbeischlägen benagelt und trägt die Aufschrift: Deutsche Sturmtruppen. Preussische, bayerische, württembergische, kurz alle Staaten sind hier vertreten, auch unser Korps fehlt nicht, der fliegende Adler mit dem Garbeken, umschrieben mit dem stolzen Spruch: „Semper Paratus“. (Immer dieselben.) Als Kuriosität sieht man eigenartig aufgeborene Granaten, die als Gasgong benutzt wurden. Durch feuchte, nässernde Gänge verlassen wir das Fort, um den äußeren Aufbau zu besichtigen.

An der Westseite sind die Drahtverhänge noch ziemlich erhalten, der Betonsockel des Forts ist von tausenden und aber tausenden Granateinschlägen hart mitgenommen. Das Betoneisen ragt an manchen Stellen weit in die Luft. Wir befinden uns auf dem Südfuß, welcher im Mai 1916 durch einen französischen Volltreffer und der damit verbundenen Explosion des Munitionsdopps in die Luft flog. Ein großer Teil eines deutschen Jagdbataillons liegt heute noch unter den Trümmern begraben. Man sieht noch deutlich die Zerstörung, ein unförmiges minen-trichterähnliches Durcheinander. Von der Höhe des Forts bietet sich dem Besucher ein herrlicher Rundblick. Nordöstlich, jenseits der Maas, sieht man die vielgenannten Höhen des rechten Maasufers „Totear Mann“ und „Höhe 304“, anschließend daran diesseits der Maas den Pfefferrücken, das I. Fort Thiaumont und halbwegs vor uns die Trümmer des Dorfes Douaumont, anschließend die sog. Todeschluchten, die Dahmenschlucht, Albain und Châtouir-Schlucht, den Hosselwald mit der Chambrettes Fähr, die Zwillinge von Ornes, der Dardaumonttrüden und endlich im Süden das Fort Raucourt. Wir wenden uns gegen Westen, dort bildet das Fort Tancrède mit dem Fort Souville die letzte Schranke vor der Stadt Verdun.

Heute wieder eine freundliche Landschaft, einst ein Bild schrecklicher Verwüstung. Hier lohnt es sich für jeden ehemaligen Krieger länger zu verweilen. Man fühlt sich zurückversetzt in die Kriegszeit, wo alles so ganz anders war. Wälder vergangener Tage werden wieder lebendig: stille Wälder, wo der Adaver- und Gasgeruch durch die Schluchten troch und alles zerstückte und Tore sich in heimeisimvollen Silhouetten zeigten. Verendete Säule mit zerbrochenen Geschützen und sonstigem Fahrgerät hemmten ihre Beine senkrecht in die Luft, bis zum Blagen waren ihre Leiber ausgeblutet und machten mit unter einen grotesken Eindruck. Heiße, sonnenbeschlichte Tage, an denen der Kampf oft heftig tobte und alles in Feuer und Rauch ergehen ließen, wechselten mit kochendsten Regennächten ab, in welchen die Feuerzone wie ein großartiges Feuerwerk schien. Geipentisch hob sich oft das Bergmassiv des Forts Raucourt am Abendhimmel ab, welches bei Beschließung mit schweren Kanonen den Eindruck eines rauchenden Vulkan machte.

Friedlich ist heute die ganze Umgebung, junge Radfahrer tummeln sich lachend über die Straßen, die bunten Sommerkleider der Besucherinnen und Autos aller Art vervollständigen das typische Bild eines Sonntagsnachmittags.

Wir fahren zurück in Richtung Thiaumont, der Weg führt uns wieder an der Gebeinhalle vorbei die Stelle, wo einst die Thiaumont-Ferne stand, rechts abbiegend zum „Graben der Bajonette“. Hier hat man einen zugehöhenen französischen Schützengraben in seinen angeblichen Ursprung als Denkmal ausgebaut. Ueber dem Portal, durch das wir eintreten, lesen wir in französischer Sprache ungefähr folgende Worte: „Hier erwarteten tapfere französische Soldaten mit dem Bajonett in der Hand stehend den Feind und fanden den Tod.“ Das schmiedeeiserne Tor soll aus deutschen Bajonetten hergestellt sein. Das Grabenfeld selbst ist mit einer Betondecke überdacht und seitlich gegen Zutritt abgeperrt. Man erkennt an den aus der Erde ragenden Gewehren und Bajonetten einen vollständig zusammengehöhenen Graben. Nach dem Bericht eines französischen Augenzeugen erwarteten die Soldaten hier den deutschen Angriff und wurden dabei von dem deutschen Vernichtungsgewehr verdrückt. „Französischer Soldat unbekannt“, lautet die Aufschrift auf den alten Holzkreuzen. Kriegerfränge und kleine Heiligenfiguren haben die Besucher an dieser Stätte niedergelegt. Die Franzosen betrachten diesen Ort als eine kostbare Reliquie des Schlachtfeldes. In stiller Ehrfurcht sieht man die

Besucher hier verweilen. Dicht hinter mir steht eine ältere Französin, in der Hand hält sie den Kriegerfranz, schluchzend höre ich sie mir unverständliche Worte sprechen.

Sehr stark ist hier der Besuch, und man kann dieses Denkmal neben der Gebeinhalle wohl als französischen nationalen Wallfahrtsort bezeichnen.

Vergab fahren wir gegen Nordwesten durch die Dahmenschlucht, einst die gefährlichste aller Schluchten, die eigentliche Todeschlucht. Der neue Weg ist am Ostabhange eingebaut, an diesem befanden sich einst unsere ersten Linien, während die Franzosen die Westabhänge hielten. Unterstände deutscher Artillerie, halb verfallen, sind durch den Begebau zu Tage gefördert, die schauen uns die schwarzen Löcher an, in denen einst unsere Kameraden Schutz suchten. Auch hier hat die Natur wieder 2-3 Meter hohes Unterholz hervorgezaubert und macht das Ganze wieder fast den harmlosen Eindruck einer anmutigen Waldschlucht.

Langsam führt uns der Weg zu Tal, wir haben die Straße erreicht, die von dem Dorfe Douaumont nach Bras führt. Im Weiterfahren sieht man die Steinbrüche von Douaumont, ein wichtiger Stützpunkt unserer Truppen im Kriege. In Kalematten und Steinhöhlen waren dort ganze Bataillone als Reserve untergebracht.

Wir passieren die Straßenmündung, die nach Louvemont führt, bis dort hatte die deutsche Heeresleitung die Stellung nach der Offensive zurückgenommen. Hier holte im Winter des Jahres 1917 Unteroffizier Mailänder mit zwei Kameraden durch einen kühnen Handstreich eine uns lästige französische Feldwache in einer Stärke von neun Mann weg. Mähtelang hatte er zuvor die Abhängen der Höhen beobachtet, um dann in dem günstigen Augenblick zuzugreifen, als die mittelmäßliche Abhängung sich von dem Posten weiden ließ. Er fiel im Frühjahr an der Höhe.

Zu beiden Seiten der Straße erheben sich jetzt wieder steile kahle Anhöhen, die „Katte Erde“ und der berühmte Pfefferrücken. Angeichts dieser steilen, von Granatschern überfüllten Höhen erinnere ich mich eines Vorfalles, welcher einseitig in meinen Kriegererinnerungen steht. Es war in der Albain-Schlucht, auf dem uns gegenüber liegenden Abhange schlug ein schwerer „Brocken“ ein, in Feuer und Rauch erhob sich stark die Gestalt eines feldgrauen Toten aus der Erde, um dann langsam in die tiefe Schlucht zu fallen. Jemand rief: „Das war sein letzter Stellungswechsel.“

Bei dem Dorfe Bras macht die Straße eine Biegung, wir fahren durch das Maastal der Stadt Verdun an. Nach kurzer schneller Fahrt durchfahren wir die Vorstadt Belleville, um nach wenigen Minuten im Zentrum der Stadt zu halten. Viele neue Bauten und Häuser lassen erkennen, daß die Stadt im Kriege fast gelitten hat. Sorgfältig hat man alles wieder in Ordnung gebracht, die kleinsten Stadtrassen an den Häusern sind ausgebessert. Es ist Spätnachmittag, die Straßen sind dicht



(Deutsches Nachrichtenbüro).

Die ersten Ostergloden.

Im Weggisstal, dem Schweizer Kurort mit dem mildesten Klima im deutschen Sprachgebiet, blühen schon die ersten Ostergloden.

gefüllt mit Menschen, jeder dritte oder vierte ein Soldat. Es sind alles junge Rekruten, die mit dem unvermeidlichen Brotbeutel ihren Sonntagspaziergang machen. Unter Wagen hält zufällig an einem großen Herrenmodengeschäft. Während der Dolmetscher Wechselgeld verteilt, studieren wir zur Unterhaltung die Preise in den Schaufenstern. Kurios finden wir einen Herrenschliss in den sonst hier seltenen Farben schwarz-weiß-rot. Im Vorbeifahren zeigen sich Denkmäler nach echt französischer Art, flankiert von deutschen Geschützen. Auf dem Rathausplatz hat man eine 42-Zentimeter-Granate aufgestellt, und überall sind Aussichtstürme von den Schlachtfeldern zu haben, kurz, es ist alles auf Fremdenverkehr eingestellt.

Etwas außerhalb der Stadt hinter den Wällen der Zitadelle sehen wir ein „Vieux“ nennt sich das Hotel. Nach einem kleinen Imbiß sitzen wir draußen an der Straßenseite bei einem Glase Rotwein. Der Wirt spricht deutsch und ist als tüchtiger Geschäftsmann sehr zuvorkommend. Obwohl man hier im gemütlichen Kreise der Mitfahrer von Hotelleben umgeben ist, sind unsere Gedanken immer noch mit den letzten Stunden beschäftigt, deren Erleben stärker war als alle Eindrücke der Gegenwart.

Die Zeit drängt zum Aufbruch, die Fahrt geht weiter. Den Weg zurück durch die belebte Stadt nehmen, halten wir vor dem größten Denkmal der Stadt: dem Siegesdenkmal. Deutsche Langrohrgeschütze sind zu beiden Seiten als Trophäen aufgestellt. Unter diesem Ehrenmal befindet sich eine Krypta, in der das „goldene Buch“ aufbewahrt ist, worin die Namen aller französischen Soldaten eingetragen sind, die bei Verdun getötet haben.

Durch die Nationalstraße 18, die nach dem Städtchen Etain führt, verlassen wir die Stadt, an deren Ausgang dem Besucher ein großer französischer Friedhof auffällt. Unter kostbaren Denkmälern und einfachen Zementkreuzen, geschnitten mit blühenden Rosen schlafen hier die Verteidiger von Verdun vor den Toren der Stadt. Eine große Trifolore hält die Ehrenwache. Aus einem der Sammelgräber, das sieben unbekannte Franzosen birgt, kommt der „unbekannte Soldat“, den man in Paris unter dem Triumphbogen beigelegt hat.

Die Straße führt bergan, die Häuser sind ungepflegt und zeigen noch die Spuren des Krieges. Wir nähern uns jetzt wieder dem Kampfgebiet. Rechts oben auf einer Höhe liegt eine zerichene ausgebrannte Mairie sowie das Fort Montainville während links die Höhen des Forts Tancrède es und weiter nordwestlich das Fort Raucourt sichtbar wird. Diese Straße trennt das eigentliche engere Kampfgebiet von Verdun von dem der Boivre-Ebene, sie bildet in der großen Schlacht von 1916 sozusagen das Gelenk in der Front.

Ehemaliger Hochwald begleitet uns eine Strecke. Seine dünnen Äste ragen aus dem üppigen Unterholz. Wir fahren wieder durch Trichtergräben. Aufragenden und ganze Grabenwände ziehen sich über flache Berghügel hinweg, kilometerweit immer wieder dasselbe Bild. Batteriestellungen mit großen Betonunterständen, zerichene Feldbahngleise und viele andere Ueberreste reden eine eindeutige Sprache.

Wir halten an, Haute court nennt sich der deutsche Kriegerfriedhof, der von der Stadt Etain betrent wird. Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen in den milden Tag. Dicht an der großen Straße liegt der Friedhof, während seine andere Seite von den Schienen der Eisenbahn begrenzt wird. Trotzdem pulsierendes, verkehrsreiches Leben diese Stätte umgibt, macht sie einen von dem Besucher würdig empfundenen Eindruck. Durch ein eisernes Tor betreten wir die Anlage. 2800 deutsche Krieger halten hier den letzten Schlummer. An langen Reihen stehen die schwarzen Kreuze auf dem geweihten Boden, in dessen Mitte sich ein mit Blumen bedeckter Hügel erhebt. Auf jedem dieser Kreuze sind vier Namen geschrieben, so daß eigentlich jede Reihe vierfach ist.

Einigen Mitfahrern ist bekannt, daß sich hier die Gräber zweier Kameraden unseres Heimatdorfes befinden. Nach einigem Suchen ist das erste Kreuz gefunden, das den Namen und das Regiment des Toten nennt. Nach Mitteilung der Zentrale der Kriegergräberstelle ist der zweite Kamerad in ein Waffengrab gebettet worden. Ein unscheinbares schwarzes Kreuz sagt uns, daß hier 200 deutsche Soldaten ruhen. Ein lang gestreckter Hügel mit blühendem Gehölz und Blumen deckt die Gebeine unserer unvergesslichen Kameraden. Am Eingang des Friedhofes finden wir das andere von Zementkreuzen umfäumte und sorgfältig gepflegte Grab mit ebenfalls 200 toten Soldaten. Die Gräber unserer Heimatkameraden werden auf der Warte festgehalten. An stiller Anbacht verweilen wir noch eine kurze Zeit. Das Schicksal hatte es nicht gewollt, daß sie zurückkehrten in die deutsche Heimat. An ihnen hat sich das Lied erfüllt, das wir jungen, als wir auszogen:

„Und sollten wir nicht siegreich sein,
so lebt denn wohl ihr deutschen Eichen.
Vom Schlachtfeld kehren wir nicht heim,
vom Schlachtfeld wollen wir nicht weichen.
Auf fremder Erde sterben wir
als tapfere deutsche Musketier!“

Stil liegt die Ehrenstätte im Glanze der untergehenden Sonne. Die Kreuze werfen schon lange Schatten auf den Rasen und mahnen zum Abschied. Noch einmal schauen wir zurück, ein summer letzter Gruß, dann zieht der Wagen an, wir fahren heimwärts.

Die Cote Lorraine liegt hinter uns, zum letzten Male grüßt sie aus blauem Abendnebel. Ein Tag geht zu Ende, reich an Erleben für jeden, der dabei war. Durch Dörfer ehemaliger Etappe führt die Straße. Wir passieren das Städtchen Etain und erreichen hinter dem Dorfe Rouvrois die Landstraße, die uns wieder nach Longvion führt. An den Häusergiebeln sieht man zum letzten Male die deutschen Ansdristen, Wegweiser aus der Kriegszeit. An schneller Fahrt Longvion und Longvion hinter uns lassend, erreichen wir wieder die französische Grenze. Die Lichter der schönen Stadt Luxemburg leuchten auf, und bald ist die deutsche Grenze bei Wasserbillig wieder erreicht. Nach kurzem Aufenthalt entlassen uns die Grenzbeamten mit dem deutschen Gruß, und weiter rollt der Wagen durch die Nacht unserer Quartier entgegen nach Trier.

An aller Frühe finden wir uns wieder zusammen und die Fahrt findet einen würdigen Abschluß in einer schönen Wälderschlucht.

An später Abendstunde wird es noch einmal lebendig im stillen Heimatdorf: die Verdunfahrer kehren heim. Nach deutscher Art erscholl noch einmal aus Männerkehlen das Lied: „O Deutschland hoch in Ehren“ gleichsam als Schlachtfeld und die stille Fortnacht. Alte Soldaten und junge deutsche Männer fanden wieder neue Kraft an den Gräbern ihrer gefallenen Brüder.

Germann Steinhäuser, Vödduburg.

— Ende. —

Die Wache zieht auf

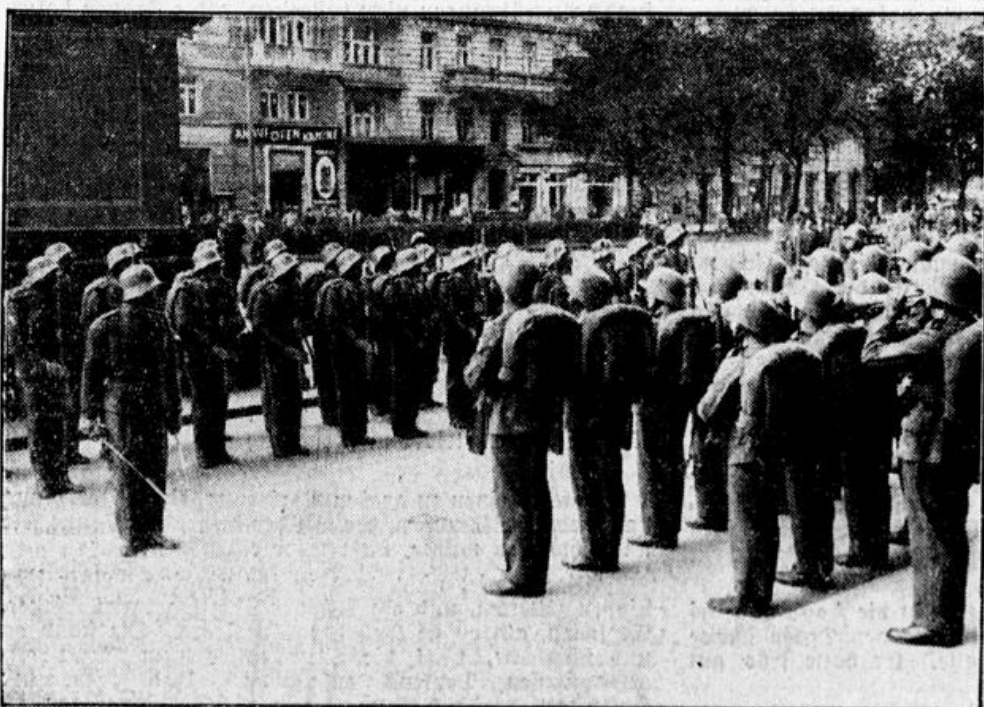
Wachparade in aller Welt — Wache ist Ehrendienst — Wachablösung eine Feier — Das Militär als Hüterin aller Tradition

Vor dem Kriege ist in aller Welt der „preussische Militarismus“ als Schreckgespenst hingestellt worden. Nicht nur der Geist, den man draussen nie verstanden hat, auch die äußeren Erscheinungen der preussischen Tradition münden als Bopanz dienen, und nichts war mehr lässiges Requisite der Wächter — übrigens auch der deutschen! — als der preussische Soldat und der mitverwandene preussische Drill. Daß dieser Soldat die preussische Pflichtenfüllung verkörperte und der Drill nichts anderes war als eine erprobte Erziehung zur Pflichtenfüllung, wollte und will man jenseits der Grenzen sogar heute noch nicht begreifen. Und doch sieht es dort nicht anders aus: Militär bedeutet auch dort Drill, und Soldat Verkörperung der Pflichtenfüllung. Während man Außerlichkeiten, die einen tieferen Sinn hatten, verspottete, pfliegte man die Außerlichkeiten beim eigenen Heer. Man sehe sich überall die Wachparade an.

Vor etlichen Jahren standen wir in der Hauptstadt eines Landes in Südeuropa. Die Sonne brannte heiß auf die staubigen Straßen, unter den grauen Blättern der Palmen räfelten sich Männlein und Weiblein. Vor dem hohen Portal des weißen Gebäudes der Wache stand lässig der kaffigrüne Posten. Sein Gewehr trug er unter dem Arm, er hatte sich in den dünnen Schatten eines Baumes geküchelt. Aus der Ferne tönten zerriffen Trompetenklänge. In die Müßiggänger unter den Palmen kam Leben, sie lauschten in die Ferne. Näher klangen die Trompeten, man hörte jetzt Schallmetzen.

Dann war am Ende der Allee eine kaffigrüne Schlange erkennbar: eine Militärabteilung. Menschen liefen ihr entgegen. Die

Diese Wachparade in einem Lande Südeuropas, das so unmillitärisch sieht wie selten ein Land Europas, in dem fast keine Begeisterung für das Militär vorhanden ist, war außerordentlich lehrreich. Von Außerlichkeiten, die uns Deutsche unmöglich dünken, sei abgesehen: der Parade marsch flappte nicht, die Gewehrtrage konnte keinen deutschen Unteroffizier befriedigen, die Uniform hätte jeden Hauptmann des preussischen Heeres ins Grab gebracht. Das ist nebensächlich in diesem Zusammenhang. Wichtig erscheint uns die Tatsache, daß hier die Wache mit den gleichen Zeremonien abgeführt wurde wie in dem Preußen des „Militarismus“, und daß die Wachablösung die gleiche Anteilnahme im Volke fand wie in einer deutschen Garnisonstadt.



Wachwechsel vor dem Bundeskanzlerpalais in Wien.

Musik kam näher. Jetzt wurde es auch an der Wache lebendig. Der Posten nahm Haltung an, Soldaten lehnten sich aus den Fenstern. Die Wachkompanie ist herangekommen. Kommandorufe ertönen, die Musik schmettert den Parade marsch. Die Wache tritt heraus, die Ablösung marschiert auf. Viel Volk hat sich versammelt, und dieses Volk folgt begeistert jedem Kommando und jedem Schritt. Als neue Kommandorufe ertönen, die Musik einschwenkt und die Abteilung abmarschiert, folgen ihr nicht nur Vuben und Mädels, sondern Männlein und Weiblein.



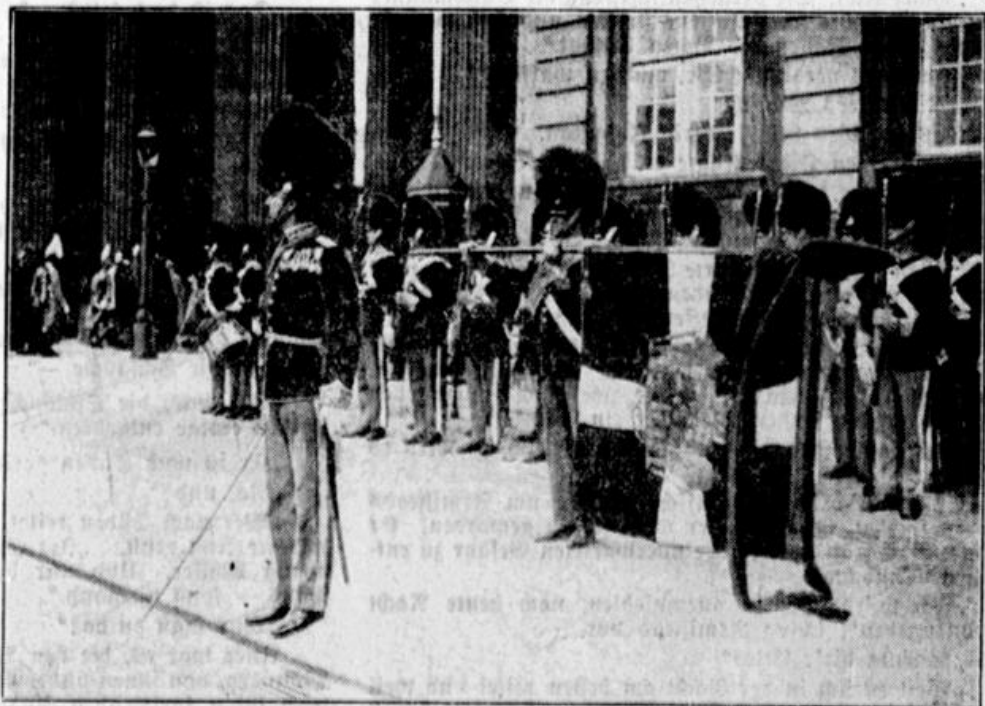
Die pomphaften Garderegiment vor dem königlichen Schloss in London



Die Reichswehr löst am Ehrenmal in Berlin die Wache ab.

sichkeiten des preussischen Militärs zu üben bereit waren, noch heute gerade diese Außerlichkeiten — nur bedeutend weiter getrieben — sorgsam gehegt und gepflegt werden. Man sehe sich die Vortragsuniform der Berliner Wachparade an, um von dem schlichten Feldgrau und dem schmutzigen Stahlhelm der Berliner Wachkompanie nicht zu reden, und vergleiche diese Uniform mit jener, die heute noch die Garderegimenter oder die Garderegimenter in London tragen, wenn sie durch die Straßen der Weltstadt marschieren, um die Wache abzulösen. Die Musik schmettert nicht weniger hell als in Berlin, der Tritt ist fest und so präzise, daß die Kompanie wie eine Einheit dröhnt. Stramm ist die Haltung, schneidend der Kommandoruf. Feiertlicher fast, aber auf jeden Fall pomphafter ist die Wachparade von London als jene von Berlin. Seht die prunkvolle Uniform der Garderegimenter, den glänzenden Helm mit dem weißen Schweiß, die blühenden Hirsche, die schneeweißen Hosen und das reiche Sattelzeug der Pferde; man denkt an das preussische Gardebataillon und muß doch, will man nur nach Außerlichkeiten entscheiden, den Garderegimenter von London den Preis zuerkennen. Und nimmt wohl ein Soldat eine Wachablösung ernster als jener Grenadier oder Garderegimenter von London, kann er wohl feierlicher, disziplinierter und feister erscheinen als der Soldat in einem der unmillitärischen Lande, dem Lande des Söldnerheeres? Und doch hatte England so viel auszuweisen an den Außerlichkeiten des preussischen Heeres.

Von London nach Kopenhagen ist es nur ein kleiner Sprung. Dänemark ist mit der Schweiz das klassische Land der freien Persönlichkeit. Nichts haßt der Däne mehr als Zwang in irgendeiner Form, und nichts ist ihm mehr zuwider als Drill. Trotzdem kann er auf den Drill nicht verzichten, beim Heere nämlich genau so wenig wie die Schweiz und Holland. Drill ist ja nichts anderes



Wache der königlichen Leibgarde in Kopenhagen.

als systematische Erziehung zu Pflichtenbewußtsein und Pflichtenfüllung. Dänemark liebt auch keinen Pomp, und hatte deshalb für die Soldaten des Vaters im Süden oft kritische und böshafte Worte. Aber seine Wachparade, seine historischen Uniformen für die Wache vor dem Königsschloß läßt auch der Däne sich nicht nehmen, im Gegenteil: niemals ist das Volk interessierter und so elektrisiert, als wenn die Musik der Wachparade ertönt und die königliche Leibgarde,

hohe Värenmützen auf dem Kopf, anmarschiert.

Überall das gleiche Bild: ob in Stockholm oder im Haag, in Warschau oder Moskau — Wachdienst ist Ehrendienst, Wachablösung geschieht fast ohne Ausnahme in feierlicher, durch die Tradition mehr oder weniger stark beeinflusster Form.

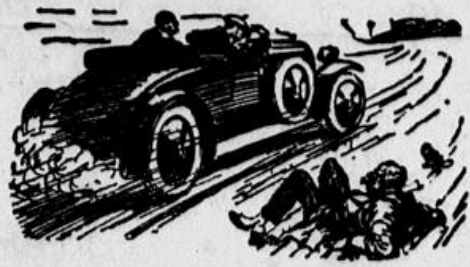


Wechsel der Ehrenwache im Schloss des Königs von Italien.

Geht nach Rom, und seht, mit welchem Pomp dort die Ablösung der Wache verbunden ist. Jeden Nachmittag um 4.30 Uhr findet im Quirinal, dem königlichen Palais, der Wachwechsel statt. Mit Musik rückt die neue Wache an, jeden Tag abwechselnd Karabinieri oder Marinesoldaten. Während vor dem Haupttor des Quirinals die Kapelle spielt und die Volksmenge den Militärmärschen begeistert zuhört, gibt vor der Wache im Schloss der Stabsstrompeter der neuangehenden Karabinieri das Zeichen

zum Ablösen der Marinewache. Und sind die schwarzen Uniformen der Karabinieri mit dem Dreimaster und der leuchtend-roten Fuchsfeder nicht malerisch und pomphaft? Wir Deutschen brauchen uns unserer Wachparade nicht zu schämen. Die graue Uniform ist schmutzlos, aber eben der Schritt, hell und klar das Kommando und frisch und lebendig der Geist.

Paul Debarade.
Photos: Scherl (4), Hanns Tschirra (1).



Bandit im Süden

Abenteuerroman von Edwin Demel

9. Fortsetzung.

Aber auch John Armistead mied der Schlaf. Mit eifersüchtigem Groll belastet, lag er in seinen Gedanken, erfüllt von nachsüchtigen Gedanken. Zwei Dinge schienen ihm zweifellos: daß Johnston nicht das war, für was er sich ausgab, und daß Alice dem hergelaufenen Kerl mehr Interesse entgegenbrachte, als gut war. Oh, Armistead war ein junger, strebsamer Mann. Er hatte Ziele und steckte sie nicht zu tief. Dazu gehörte auch die Heirat mit Alice, der Tochter seines Chefs. Daß sie ihn nicht mochte und welche Stellung der Chef dazu einnehmen würde, beunruhigte ihn zunächst nicht. Gefährlicher schien ihm Johnston, in dem er einen Nebenbuhler wahrnahm. Und er zerbrach sich den Kopf, wie er den Kerl zu beseitigen vermöchte. Um ruhiger denken zu können, stand er auf und spazierte umher.

Frederick Johnston sah den wandernden Schatten über die glänzende Sandfläche huschen und gleich darauf tauchte auch Armistead auf. Die beiden Nebenbuhler standen einander gegenüber, ehe sie sich von ihrer Überraschung erholen konnten.

„Hallo, Mr. Johnston“, begann Armistead gleichnerlich, „noch so spät auf?“

„Wie Sie sehen. Mir scheint, auch Sie können nicht schlafen.“

„So ist es. Mich beunruhigt der Gedanke, wie es Ihnen ergehen wird, sobald Sie nach Kazila kommen.“

„Wie sollte es mir denn in Kazila ergehen?“

„Genau so, wie jedermann, der etwas ausgekostet hat und verfolgt wird.“

„Aber in Kazila gibt es keine Polizei“, entfuhr es Frederick Johnston.

John Armistead grinste wie ein Teufel. Er hatte also doch richtig vermutet. Dieser angebliche Bobb hatte die Polizei zu fürchten. Nun galt es, tüchtig zu lügen und den Kerl kopfscheu zu machen.

„Sie sind von einem bedauerlichen Verstum besessen“, erklärte er sanft und ölig, „wenn Sie glauben, es gäbe in Kazila keine Polizei.“

„Das war doch früher nicht der Fall.“

„Seit kurzem liegt ein starker Posten dort — und erwartet Sie wahrscheinlich.“

Johnston kam es nicht in den Sinn, Armisteads Angaben zu bezweifeln. Seiner geraden, aufrichtigen Natur widerstrebte es, bei anderen Winkeltägen voranzufahren. Er war nur sehr eiskalt und der Meinung, Alice habe Armistead in seine Verhältnisse eingeweiht.

„Wenn es so ist, wie Sie sagen, warum erwähnte dann Miß Alice nichts davon?“

„Sie taten ihr leid. Sie beauftragte mich mit dem peinlichen Geschäft, Sie aufzuklären.“

Das hatte, Frederick Johnstons Meinung nach, viel Wahrscheinlichkeit für sich.

„Alles recht gut und schön“, meinte er nach kurzem Bedenken, „aber ich glaube nicht, daß der Posten vor meiner Ankunft verständigt werden kann.“

„Warum nicht?“

„Es gibt keine Fernleitung über die Kalahari und jetzt, in der heißen Zeit, nicht einmal eine Postverbindung, wie Sie wohl selbst wissen.“

„Ganz recht. Sie vergessen nur, daß die Buschmänner vom Zambesi bis zum Kameke streifen und daß man sie in dringlichen Fällen als Boten benützt.“

„Um, was veranlaßt Sie, mich zu warnen?“

„Miß Alices Wunsch.“

Das entschied bei Frederick Johnston.

„Was raten Sie?“ fragte er.

„Oh, Sie haben es ganz leicht, zu entkommen. Trennen Sie sich von uns und machen Sie sich noch diese Nacht nach Süden davon.“

„Leicht gesagt“, erwiderte Johnston bitter, „aber nicht leicht ausgeführt. Im Süden bedrängt Sie die Wüste ins Endlose. Ich kenne die Wasserstellen nicht.“

„Wenn Sie uns nicht getroffen hätten, wären Sie gleichfalls gezwungen gewesen, sich selbst fortzubewegen. Ich bin bereit, Ihnen Wasser für zwei Tage mitzugeben und bis dorthin finden Sie sicher ein Pan.“

„Ich danke Ihnen — ich glaube wirklich, so wird es gehen.“

Er sah nicht das satanische Lächeln um Armisteads Lippen spielen, sonst wäre er wohl flüchtig geworden. Er dachte nur daran, wie er der unerwarteten Gefahr zu entrinnen vermöchte.

„Ich würde Ihnen anempfehlen, noch heute Nacht davonzugehen“, schlug Armistead vor.

„Warum diese Eile?“

„Weil es sich in der Nacht am besten reitet und weil Sie bis früh ein großes Stück Weges zurückgelegt haben können — ein nicht zu unterschätzender Vorteil in Ihrer Lage, Sir.“

„Sie haben recht.“

„Auch würde ich mich an Ihrer Stelle nicht von Miß Alice verabschieden.“

„Warum das?“ Johnston fuhr heftig auf.

„Nur keine Aufregung“, beruhigte Armistead. „Es wundern mich lediglich, daß ein Gentleman Ihres Formats eine solche Frage stellt. Erstens empfiehlt es sich nicht, die Nachtruhe einer Dame zu stören, wenn man, wie Sie, mit ihr nur oberflächlich befreundet ist und keine Aussicht hat, sie jemals im Leben wiederzusehen. Zweitens wurde

ich von Miß Alice damit beauftragt, Sie zu warnen und Ihnen Hilfe anzubieten, woraus hervorgeht, daß sie mit der Sache nichts zu tun haben will. Drittens endlich —“

Er machte eine Pause. Es war zu dunkel, als daß Johnston sein Mienenpiel hätte beobachten können, das Mienenpiel, das eine ganze Stala von Gefühlen offenbarte.

„Drittens endlich?“ drängte Johnston.

„Nun, drittens bin ich, wie Sie ohne Zweifel schon bemerkt haben, mit Miß Alice so gut wie verlobt. Und, offen gestanden, ich sehe Männer nicht gern mit ihr zusammen.“

Nun hätte Johnston Verdacht schöpfen sollen. Doch er blieb harmlos. Er fühlte nur einen sonderbaren Schmerz in der Herzgegend, und das Leben erschien ihm plötzlich schal und reizlos.

„So also steht die Sache?“ rief er hervor.

„Ja.“

„Also werde ich Ihrem Rat folgen und gleich jetzt davongehen. Das Pferd hat ausgedient.“

„Vortrefflich“, pflichtete Armistead bei, mit Mühe den triumphierenden Ton in seiner Stimme unterdrückend. „Ich wüsste ja gleich, daß Sie ein vernünftiger Mann sind. Nun werde ich Ihnen helfen, damit Sie bald abreiten können.“

Und Frederick Johnston machte sich in aller Stille fertig. Er stellte mit Armisteads Hilfe das Pferd und empfing die gefüllten Schläuche. Dann noch ein Händedruck, und Johnston nahm den Kurs nach Süden.

Zwölftes Kapitel.

Noch vor Tagesanbruch erwachte Jim aus seinem überaus stürmischen Schlummer, trankte die Schen und schirrte sie an. Es handelte sich darum, die kühleren Morgenstunden auszunutzen und so weit wie möglich vorwärtszukommen. In den Mittagstunden war an ein Erreiten nicht zu denken. Als es Tag wurde, bemerkte Jim mit Verwunderung, daß der Bobb samt seinem Pferde verschwunden sei. Zunächst dachte er an einen Morgenritt, fand doch die Weiden spärliche Leute und haben seltsame Gewohnheiten; infolgedessen sorgte er sich nicht. Das wurde anders, als er das Fehlen mehrerer Wasser-schläuche entdeckte. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, denn wer nimmt wohl auf einen Spazierritt Schläuche mit?

Der Hottentott nahm die Peine in die Hand und lief zu John Armistead, der sich eben aus den Decken schälte und trage in die Sonne blinzelte. Er hatte sehr gut geschlafen.

„Hallo, verdammter Jim“, knurrte er. „Wohin so eilig?“

„Zu Ihnen, Master.“

„Zu mir? Und was willst du von mir?“

„Master Johnston ist fort!“

„Fort?“ Armistead richtete sich auf und legte sein Gesicht in verwunderte Falten.

„Ja, verschwunden!“ bekräftigte Jim. „Und sein Pferd hat er mitgenommen.“

„Das ist doch selbstverständlich, du Esel. Ich glaube nicht, daß es einen Menschen gibt, der in dieser gelegenen Gegend auch nur fünfzig Schritte zu Fuß macht. Wozu sind sonst wohl die Pferde da? Was aber Johnston betrifft: vielleicht macht er einen Spazierritt.“

„Das dachte ich zuerst. Nun aber fehlen uns Schläuche.“

„Ach nein“, bemerkte Armistead interessiert und erhob sich vollständig. „Schläuche fehlen, sagst du?“

„So ist es.“

„Oh“, Armistead runzelte die Brauen und legte dabei die Decken zusammen. „Das gibt zu denken. Er hat sich demnach aus dem Staub gemacht. Wir soll's recht sein.“

„Ja, die Schläuche.“

„Ach was, die Schläuche. Wir haben deren genug, können einige entbehren.“

„Er ist nach Süden geritten.“

„Na, und?“

„Wer nach Süden reitet, geht zugrunde, Master“, erwiderte Jim ernst. „Im Süden gibt es nur Wüste und wenig Wasser. Und nur die Buschmänner kennen die Pans — sonst niemand.“

„Was sagst du da?“

„Alice war es, die den Wagen verlassen und sich den Männern, von ihnen unbemerkt, genähert hatte. Armistead wick ihren forschenden Augen aus und blickte verlegen auf die Seite. Anders verhielt es sich mit Jim, der sich bei der Antwort, die er gab, nichts dachte.“

„Master Johnston ist fort — mit seinem Pferd und einigen von unseren Schläuchen.“

Das Braun ihrer Wangen erblich und machte einer fahlen Blässe Platz.

„Mr. Johnston soll weggeritten sein? Das ist wohl nicht möglich.“

„Doch, Missie, die Spuren führen nach Süden. Ich betrachte sie erst vorhin ganz genau.“

Sie blinnte ratlos von einem zum anderen.

„Was soll das bedeuten?“

Jim zuckte die Achseln. Und John Armistead glaubte seine Zeit gekommen.

„Er wird sich davongemacht haben, weil er verfolgt zu werden fürchtete.“

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Das glaube ich nicht. Er hatte keine Verfolgung zu befürchten.“

„Doch! Er sagte mir das gestern, als ich in ihn drang, sich mir anzuvertrauen.“

„Er wußte, daß die Leute in Katima es nicht wagen würden, ohne einen anderen Grund als den, ihn zu fangen, in die Kalahari zu geben.“

„Vielleicht spielten noch andere Ursachen mit.“

„Nein. Er sagte gestern nichts davon, — und ich bin sicher, er hätte mir alles anvertraut.“

Tatsache ist, daß Johnston des Nachts unter Mitnahme unserer Wasser-schläuche davonritt und es nicht für nötig hielt, irgend jemand zu verständigen oder sich zu verabschieden.“

Alice sah verwirrt zu Boden und trat von einem Fuß auf den anderen. Sie konnte die Wichtigkeit von Armisteads Ausführungen nicht bestreiten. Aber Frauen hatten von der Logik nicht viel und lassen sich eher von den Gefühlen leiten, ohne sich über deren Berechtigung den Kopf zu zerbrechen. Und Alice war auch nur ein Weib.

„Vielleicht könnte man ihm nachreiten, ihn zurückholen, denn er reut in sein Verderben“, bemerkte sie zögernd.

„Nein, das ist ausgeschlossen“, mischte sich Jim in das Gespräch.

„Warum ist das ausgeschlossen?“ blinnte sie ihn an.

„Oh, Missie, wir verlieren zuviel Zeit, wenn wir uns aufhalten und können in der Tageshitze nicht weiter. Einen ganzen Tag würde es uns kosten.“

„Das hat dem Vorteil gegenüber, Mr. Johnston das Leben zu retten, nichts zu bedeuten.“

„Das wäre richtig, falls wir ihm das Leben retten könnten — was leider nicht möglich ist.“

„Ah!“

„Er hat einen zu großen Vorsprung, einen Vorsprung von mehreren Stunden, der mit der steigenden Sonne, die uns schwächen würde, nicht mehr einzuholen ist.“

Alice verriet nicht, was in ihr vorging. Aber ihre Lippen zitterten, und ein Schauer überflog ihren Körper. Es schien, als ob sie trotz der Hitze fröre. Sie stand da und überlegte, kniff die Lider unter dem Druck angespanntesten Denkens zusammen. Und Jim, der Hottentott, verstand von alledem nichts. Ihm war es gleichgültig, was mit dem Fremden geschah. Er kannte ihn nicht und interessierte sich nicht für ihn. Was hatte es auch viel zu bedeuten, wenn einer von den verdammten Weißen freipierte? Die Kalahari war unendlich groß und hatte Platz für tausende von ihnen. Er schlenkerte gleichmäßig mit den Armen und nahm eine Haltung ein, die in ihrer grotesken Formlosigkeit an einen Schimpanse erinnerte. Anders John Armistead. Auf seinen Lippen lag ein häßliches Lächeln, und das schmutzige Gesicht verriet nur zu deutlich die Genugtuung, die er empfand. Er sah mit Raubtieraugen auf Alice hin, mit Augen voll eifersüchtiger Eier und befriedigter Nachsicht.

„Ja“, sagte er, „da ist wirklich nichts zu machen. Ich denke, wir lassen die nutzlosen Erörterungen beiseite und denken lieber daran, wie wir von hier fortkommen.“

Das Mädchen kehrte ihm das Gesicht zu, und man merkte ihr die Mühe an, die es sie kostete, so ruhig zu bleiben, wie sie es wünschte.

„Ich kenne Sie, Armistead“, sprach sie leise. „Ich weiß, Ihre Gedanken sind genau so häßlich wie Ihr Gesicht, und ich glaube nicht, daß es noch schmutziger Seelen wie die Ihre gibt. Ich durchschaue Sie, Armistead.“ Und dann, sich ihm noch mehr nähernd: „Sie täuschen sich in mir. Sie erbärmlicher Hund. Sie irren, wenn Sie glauben, es sei so einfach, mit mir fertigzuwerden. Und ich sage Ihnen: Gnade Ihnen Gott, wenn sich der Verdacht bewahrheitet, daß Sie am Verderben Johnstons nicht unschuldig sind.“

Armistead grinste aus einem Gemisch von Mauth und Freude heraus.

Dreizehntes Kapitel.

So weit das Auge reichte, war das Land so flach wie ein Tisch und einfarbig rotbraun. Der spärliche Grasbestand der Regenzeit war eingetrocknet, hatte sich in Staub verwandelt und dem Lande die sonderbare Färbung stumpfen Mahagonis verliehen. Der Staub lag fuhoch am Boden und wirbelte bei jeder Verührung haushoch empor. Rückwärts zu sehen, war ganz unmöglich. Man bekam höchstens einige Hände voll heizenden Staubes in die Augen. Es war die eintönigste Landschaft, die man sich nur denken kann. Die einzige Unterbrechung in diesem Einerlei von hartem Boden, Staub und wandernden Sanddünen bildeten die zahlreichen, in regelmäßigen Abständen voneinander stehenden, feinbart zusammengebackenen Termitenhäuser und die Mohane-sträucher, die jedoch alle fast und grau ausfahlen. Auch sie, die scheinbar Unverwundlichen, litten unter der verdorrten Hitze der Jahreszeit.

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 31. März 1935

„Kulturbewusstseins“ im Süßholz.

Früher einmal war der erste April so eine Art von Vorzugstermin für Umzüge; er ist es aus mehr als einem Grunde heute nicht mehr so, wenn auch die Umzieher wieder häufiger wird, als sie es in den letzten Jahren war.

In den Jahren nach dem Kriege wurde die Lust zum Umziehen stark durch den Mangel an Wohnraum gehemmt, und die meisten Familien waren lange Zeit froh, wenn sie ein Dach über dem Kopf hatten, und infolgedessen manche Wünsche in Bezug auf die Qualität der Behausung zurückstellen mußten. Es scheint, als stelle sich nun doch langsam eine Lockerung ein, die darauf hinweist, daß die Auswahl langsam größer wird. Noch sind allerdings die Gründe zum Wohnungswechsel immer noch sehr stichhaltig; weil einem die Tapede nicht mehr gefällt, deswegen zieht man heute immer noch nicht aus. Wenn aber die Familie wächst, oder wenn nun nach Jahren wieder zu einem Einkommen gelangen, oder wenn der „böse Nachbar“ immer noch Schwierigkeiten macht, dann ist man leichter geneigt, die bisherige Wohnung zu verlassen, wenn sich etwas Besseres oder auch nur etwas „Anderes“ bietet. Die sich wieder belebende Lust zum „Stellungswechsel“ ist sicher ein weiteres beweiskräftiges Zeichen der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Unter diesen Umständen wird auch das Sprichwort „Zweimal umgezogen ist so gut, wie einmal abgebrannt“ an Wert verlieren; immerhin ist ein Umzug eine kleine Revolution in der umziehenden Familie; und ein Umzug hat eine gewisse unerkennbare Verwandtschaft mit dem Hausputz, der ebenfalls eine Naturkatastrophe des April zu sein pflegt.

Hausputz ist eine notwendige Angelegenheit; ein Landbürgermeister sagte mir einmal vor Jahren, daß es eine erfreuliche Begleiterscheinung der ländlichen Schützenfeste und Kirchweihen wäre, daß zu diesen Festtagen alle einmal gründlich Hausputz hielten. Auf dem Lande nimmt die Frühjahrszeit die Hausbewohner natürlich beruflich ganz anders in Anspruch, als die Städte. Dennoch aber ist der Hausputz im April nicht nur in der Stadt üblich. Sein Ausmaß ist allerdings in der Stadt doch größer, als auf dem Lande. Wir sehen es auch an den Fensterauslagen der einschlägigen Geschäfte, daß dieser Termin bestimmt eine „Konsumkur“ in Aufschwung bringt. Fußbodenarbeiten, Gardinenwände, Gardineneinfahrt usw. nach sich zieht, die immer sich noch verleiht hat. Der Weltkampf zwischen dem Ausfloßer und dem Staubläuger ist noch nicht entschieden; beide haben ihre überzeugte Anhänger.

Wischen allen diesen Gewalten spielen wir Männer seit je eine etwas kümmerliche Rolle. Wir merken stark, wie lästig und überflüssig wir sind, und die „abgenommenen Gardinen“ sind stumme Kläger gegen unsere Leidenschaft des Tobakfränsens, die man ja bekanntlich für so manchen „Schatten“ in unserer Wohnung verantwortlich macht. Aber auch sonst fühlen wir Männer uns zwischen dem Hausputz durchaus nicht wohl; es ist eine der von uns am meisten geschätzten Hausfrauentugenden, wenn wir nichts von den Schwierigkeiten und Lasten, die die Hausfrau mit dem Hausputz hat, merken, da wir nach des Tages Haß und Mühen nach Hause kommen. Hier, beim Hausputz, kann sich diese Hausfrauentugend zur Meisterschaft entwickeln, obwohl das offenbar unfaßbar schwer ist. Und wenn das mißlingt, dann treiben wir Männer — ein herrenloses Vieh — wischen den Leuten der Hausputzplanos und farnlos einher und empfinden, daß auch der Frühling seine Schattenzeiten hat: weil eben Hausputz ist, und weil wir bei dieser Gelegenheit uns als eine Art zweckloser Kreatur vorkommen, hingestellt zwischen Anlage und Abwehr von Unzulänglichkeit und Aufnehmern.

Sie Roß und Reiter.

Morgen will nun auch der Reiter Reiterverein seine heutige Reizzeit beginnen; in diesem Jahre sind die Reiterbegegnungen besonders aktiv gewesen, um dem Reissport einen Teil seines Vorfrühaussehens wiederzugeben. Das ist schon mit vielerlei Mitteln versucht worden, und die meisten Versuche sind daran gescheitert, daß man viel zu lange die hohen Eintrittspreise gehalten hat, die den Besuch des Rennens zu einer ziemlich erklühten Angelegenheit machten. Nun ist auch dieses Hindernis gefallen, indem man sich wieder mehr oder minder auf die Vorfrühauspreise zurückzieht. Da diese nun erreicht sind, wird man feststellen können, ob der Reissport tatsächlich noch einmal an die frühere Größe zurückkehrt werden kann. Wir sind auch dann noch etwas skeptisch, wenn wir wieder die Vorfrühauspreise haben. Denn so wie das Auto der Konkurrent des Pferdes auch auf der Straße ist, so ist es dies auch im Sport. Die Reiter der großen und gewaltigen Geschwindigkeiten hat dem Reissport einen wesentlichen Teil der „Sensation“ genommen, die ihn früher umwühlte. So blieb nämlich eine Zeitlang nur noch der Reiter des Pferdes dem Reissport treu, obwohl auch von diesem sich eine Zeitlang eine Anzahl dem Turniersport vertriehen, weil nach dem Kriege mancherlei Ereignisse im Reissport nicht gerade „gentlemanlike“ waren. Vieles stand nämlich der Reiter zu sehr im Mittelpunkt des Sportes, und das war damals eine besondere Art von „Geschäftsleuten“ auf den Turf, die nicht immer eine Reklame für den Reissport waren. Es gab Ständchen, Schiebern und auch andere Ereignisse im sogenannten „bürgerlichen“ Leben, die den Reissport arg geringschätzbar machten, weil man eben ihm die vielen „Leder der Wettleidenschaft“ in die Schuhe schob, obwohl ja eigentlich der Mensch selbst die Schuld trug, der Mensch, der in den Nachkriegs- und Inflationsjahren besonders stark Defekte zeigte.

Man ist nun bewusst am Werke, dem Reissport, der gerade doch in Reuß eine so glänzende Vergangenheit hat, wieder auf die Strümpfe zu helfen. Es wird nicht auf den ersten Anlauf gelingen, weil eben doch eine ganze Menge von Hindernissen zu beseitigen sind; aber man ist sicher auf dem richtigen Wege. Das war schon im Vorjahre deutlich sichtbar, als die Besucherzahl vor dem Vorkriege eine so ansehnliche Steigerung aufwies. Nun wird es an der Reuser Bürgererschaft selbst liegen, wenn sie dem alten Reuser Reiter-

verein auf die Beine helfen will; denn gerade der alte Stamm von früher ist noch nicht wieder sichtbar; sowohl das solide Dammpublikum als auch die vielen Besucher, die das Reuser Rennen als eine Art von Volksfest anfaßen und als einen Vorläufer des Reuser Schützenfestes. Erst als die Renntage zahlreicher wurden, ist dieser sicher empfehlenswerte Beigeschmack verloren gegangen, und da, als eben die wirtschaftliche Not die so häufige Wiederholung eines solchen „Volksfestes“ von selbst verbot. Damals wurde einmal im Jahr in Reuß „gerannt“, in der Juli-August-Woche; und damals war wirklich das Rennen in Reuß Triump: man kannte Reß und Reiter, die vielen Vertreter der Arme, man kannte alle Realitäts-umstände des Rennens wie die des Schützenfestes; und damals gab es Musik und Tuden rings um den Rennplatz, der ja eigentlich nur eine Vorstufe zum Reuser Fest bedeutete. Und er war eine würdige Vorstufe.

Wenn die Rennen nur ein Viertel ihrer früheren Volksfrömmlichkeit wieder zurückhalten würden, dann wäre das schon ein großer Fortschritt. Die Fortsetzung des alten Reuser Rennens des vorigen Jahres liegt allerdings nun bei den Reusern selbst; wollen wir sehen, ob es der alten Reuser Führung gelingt, die Sache wieder anzukurbeln! Wir sollten alle dazu als Reuser den Daumen halten.

Unbesehene Neugier.

Da wir gerade von edlen Rossen und Reusern sprachen! Vor ein paar Wochen ist in Meßlenburg ein prächtiger Scherz passiert, der war nicht ganz neu ist insofern, als das Thema schon auf verschiedene Art abgewandelt worden ist; immerhin schmeckt er aber auch aufgemäht, dieser Scherz.

Sal da in Friedland ein hiebrer Mann in einem Tauschhandel seinen Brauen gegen ein wunderbares beschabenes schwarzes Roß erworben. Es war ein prachtvolles schwarzes Roß, das da in der Frühlingssonne glänzte, nein, strahlte. — Ein Roß, würdig eines Sultans, von dem wir ja wissen, daß sie gerade immer die schönsten Pferde haben; oder auch würdig eines Sultans, von dem wir in Folge unserer Befehlshüter wissen, daß sie maßlos begünstigt mit so guten schwarzen Pferden sind.

Aber nicht nur das imposante schwarze Roß war das Bemerkenswerte an diesem edlen Roß, das wir — eben wegen seiner Schönheit — Friedrich nennen wollen, nein, auch die Augen hinfellen so gewaltig, daß man schon Grottes von diesem Tiere erwarten konnte.

Und diese Hoffnungen gingen dann auch über Nacht in Erfüllung; als der glückliche Besitzer sich in der Frühe des dem Kaufes folgenden Morgens an dem Anblick seines neuen Besitzes weiden wollte, siehe, da mußte er zu seinem Schrecken gewahren, daß sein neues Roß Friedrich (so nannten wir es wegen seiner Schönheit) über Nacht ergraut und weniger feurig im Blick geworden war.

Das war gekommen, weil der Vorbesitzer des prächtigen Tieres den Friedrich fortwährend mit schwarzer Schminke behandelt hatte, und auch sonst einige unter Pferdehändlern sehr verpönte Toiletten-Kunststücke angewandt hatte. Und so stand denn der gestern noch so schöne Friedrich im frühen Licht des neuen Morgens: weniger schön, weniger feurig, und als der Käufer seines neuen Herrn, der den gemischten Friedrich natürlich wieder dem Besitzer von gestern zurückgab, weil eben ein gewichtiges Roß nicht im Handel brauchbar ist, während die Schminke mit der Friedrich behandelt wurde, sicherlich einen Beweis ihrer Qualität erbrachte.

Linne Diaz!

Von einem Freund unserer Zeitung erhielten wir folgendes nette Schreiben, dem aufmerksamste auch gleich ein Photo beigegeben ist. Welches wollen wir unseren Lesern nicht vor-enthalten. Soils:

L. D.

Entfunkt Du Dich noch aus Deinen Schulbubenjahren jener lehrreichen Episode von dem Vater und dem Sohn, die es allen Reuten recht manchen wollten, und schließlich ihren Gel an den Füßen zusammenbanden und an einer Stange nach Hause trugen?

An diese erachtliche Sache wirst Du erinnert, wenn Du das beigefügte Bildchen betrachtest. Es ist ein Schnappschuß aus der Reustrasse. Um nicht bei Dir die Meinung aufkommen zu lassen, das Bildchen sei vom ersten April, sende ich es Dir einige Tage vorher. Am Eingang zur Reustrasse (Roffseite) steht so ein lauerndes Verstecktschloß und in der Reustrasse warten perforierte Luitungen auf jeden Verstecktschloß. Ein kleines Märlein, ausgegeben für eine perforierte Luitung, schmerzt bitterlich. — Wenn Vater und Sohn an der Post eine



lassen, das Bildchen sei vom ersten April, sende ich es Dir einige Tage vorher. Am Eingang zur Reustrasse (Roffseite) steht so ein lauerndes Verstecktschloß und in der Reustrasse warten perforierte Luitungen auf jeden Verstecktschloß. Ein kleines Märlein, ausgegeben für eine perforierte Luitung, schmerzt bitterlich. — Wenn Vater und Sohn an der Post eine

Freimärkte zu 6 Pf. gekauft haben, dann wollen sie auch wofür der zurück auf die Reustrasse. Aber wie? Ein Zurück auf „geradem“ Wege gibt es per Fahrrad nicht mehr, auch eine „Schlebung“ zu Fuß ist ausgedehnt (perforierte Luitung!). Also macht man es dem gestrigen Auge des Gehebes recht, bindet dem Gel die Füße zusammen und trägt ihn dann durch die Matschen des Gehebes hindurch auf die Hauptstraße — so wie es die beiden auf dem „Schnappschuß“ tun — nicht nur am 1. April!

Freundl. Grüße Dein L. D.

Das unbegabte Reh.

Pflichtgemäß haben wir unseren Lesern in der vergangenen Woche gemeldet, daß im Reusergarten ein Reh festgestellt worden ist; der ordnungsliebende Reiter wird gleich festgestellt haben, daß dieses Reh nicht in den Reusergarten gehört. Und weil auch die Allgemeinheit dieser Ansicht war, so wurde das Reh nach kurzer Flucht eingefangen und wieder dahin befördert, woher es kam.

Es kam aus der Nachbarschaft des Reusergartens, wo einiges Rotholz (hoffentlich ist dieser Ausdruck richtig) für den Selbstmord Part in Bereitschaft gehalten wird, um demnachst in das Wildgatter dort überführt zu werden.

Das entsprungen Reh hat den Schleier gelüftet, der um den kommenden Reuser Wildpart seit der vorletzten Rathsherrensitzung gebreitet liegt; und nun verrät man sein Geheimnis mehr, wenn man den Termin der mit Ungeduld erwarteten Besiedelung des Reuserberger Wildpartes kündigt: am Montag sollen die „wilden Tiere“ dorthin überführt werden. Bei dieser Gelegenheit soll ein kleiner Festakt stattfinden, der von der neu gegründeten Reuser Ortsgruppe des Tierischvereins veranstaltet wird. Diese Ortsgruppe ist es auch, die die Ueberführung der Tiere nach Reußenberg übernommen hat; ihm wird dabei die gesamte Reuser Jägererschaft assistieren, soweit deren Mitglieder endlich einmal einen richtigen Hirsch und ein richtiges Reh zu sehen bekommen sollen.

So wird also am Montagmittag ein merkwürdiger Zug sich von der Nordanalallee gegen 4 Uhr in Richtung Reußenberg bewegen, der sicherlich einen großen Anteilseventkreis finden wird. Ueberführt und im neuen Gatter freigelassen werden 4 Hirsche, 8 Rehe, 17 belgische Riesenaminden, 13 Schneehasen, 2 Zebas und ein Zwergmantelpavian, für den ein besonderer Zwinger hergerichtet worden ist. Das ist für den Anfang eine recht ansehnliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß wir bisher in Reuß noch nichts dergleichen hatten.

Vom Tierischverein werden wir gebeten, darauf aufmerksam zu machen, daß man in der ersten Zeit, also in den ersten 6-8 Wochen die Tiere nicht durch lautes Zuzufen oder durch Reden aufregen soll, weil sie sich erst allmählich an die neue Umgebung gewöhnen müssen. Auch die Fütterung sollte in der ersten Zeit nicht mit Mitteln betrieben werden, die leicht Magenverfälschungen und den Tod herbeiführen könnten. Das geht vor allen Dingen die Kinder an, die in ihrer überreizten Tierliebe leicht des Guten zuviel tun.

Selbstverständlich ist der Zutritt in das Wildgatter am Montag für die ganze Bürgererschaft frei; von Dienstag an wird das Gatter dann noch einmal gesperrt.

Von 4 bis 5½ Uhr findet am Montag am Reußenberg-Sportplatz ein Konzert mit folgendem Programm statt. 1. Aschiaslied: „Ich schick den Hirsch...“ 2. „Wer hat die schönsten Schäfchen...“ 3. „Freulich geführt, ziehn wir dahin.“ 4. „Das Wandern ist des Müllers Lust...“ 5. „Wer recht in Freuden wandern will...“ 6. Chorgesang der vereinigten Reuser Männergesangsvereine: a. „Das ist der Tag des Herrn...“ b. „Wer hat dich, du schöner Wald...“ und c) Wanderlieder: Potpourri.

Sicher wird die Bürgererschaft an dem freudigen Ereignis in rauen Mengen teilnehmen. Wollemmerwenigstenshoffen!

Die losen Männer.

Die Reuser Polizei Behörden führen seit einiger Zeit einen energischen Kampf gegen Schund und Schmutz. Erst dieser Tage ist wieder eine gründliche Streife bei gewissen Buchhändlern und in Antiquariaten vorgenommen worden, bei welcher Gelegenheit Tausende und Abertausende von obzönen Schriften und Büchern beschlagnahmt werden konnten. Das beschlagnahmte Material wurde auf Lastwagen abgeholt, zu Scheiterhaufen aufgeschichtet und verbrannt. Auch die Bücher Markt Twains, des bekannten amerikanischen Schriftstellers und Humoristen, stehen augenblicklich bei den Behörden auf der schwarzen Liste.

Am Zusammenhang mit diesen Säuberungsaktionen fanden in Reuß in den letzten Tagen auch mehrere Razzien auf private Nachtclubs statt. Dabei ist es verschiedentlich zu heiteren Zwischenfällen gekommen. Bei der Razzia in einem solchen Nachtclub, der in eleganten Räumen in der 72. Avenue „tagte“, wurden 300 Männer verhaftet, von denen 270 Che- männer waren. Das will immerhin Einiges heißen, in Anbetracht der Tatsache, daß in den Räumen dieses Nachtclubs nur immoralische Filme vorgeführt wurden, während die Paulen gleichzeitig durch Tänze ausgefüllt waren. Die völlig verdrungen Chemänner sind, trotz ihrer flehentlichen Bitten, allesamt in die Polizeipräsidien eingeliefert worden, wo sie dann bis zum Verhör am nächsten Morgen bleiben mußten.

Am nächsten Morgen wurden dann die Sänder dem Richter zum Verhör vorgeführt. Die Anklage lautete auf „ungebührliches Verhalten“. Während des Verhörs haben sich teilweise unglaubliche Szenen abgespielt, da die inzwischen über den Verbleib ihrer Männer benachrichtigten Ehefrauen vollständig erdienten waren. Besonders Frau Schermad war nicht mehr zu halten. Sie stürzte mit geschwungenem Schirm auf ihren unwürdigen Ehegefahrten und schlug unerbittlich auf ihn ein. Ebgleich mehrere Beamte hinzuvrangen, um weitere Mißhandlungen zu verhindern, trat erst dann wieder Ruhe ein, als die tobende Frau an die Luft befördert worden war.

Die meisten Sänder sind nach Feststellung ihrer Personaten, und nachdem ihre Angaben zu Protokoll genommen worden waren, wieder entlassen worden. Mehrere von ihnen stellten jedoch den Antrag, vorläufig unter Polizeiaufsicht bleiben zu dürfen, weil sie sich „nicht nach Hause trauen“, wie sie erklärten. Die dem Antrag wurde stattgegeben, und über diese allzu ängstlichen Chemänner wurde also Schutzhaft verhängt.

Wie gut man daran getan hatte, sollte alsbald die Erfahrung ehren, denn einige der Männer sollen am Ausgang des Polizeipräsidiums von ihrer besseren Ehehälfte wenig zärtlich in Empfang genommen worden sein.

Diaz

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

(3. Fortsetzung)

Von Karl En

(Urheberschutz durch Deutscher Presse-Verlag, Berlin SW 68)

Sehnsucht unter Palmen

Der Hafenbeamte, scheinbar froh über die Unterbrechung seiner nächtlichen Einsamkeit, lud mich zum Essen ein, und während mein Mund mechanisch Rede und Antwort gab, meine Hände eine Zigarette nach der anderen drehten, liefen durch meine Gehirnwindungen die Gedanken wie flinke, kleine, aufgestöberte Mäuse.

Ich wurde aber wieder, wie man so schön sagt, auf den Boden der gegebenen Tatsachen zurückgeführt, als der Hafenbeamte plötzlich mit wildem Fluch ein dickes Buch ergriß und durch die offene Tür seines kleinen Häuschens in die nur spärlich durch eine dünne elektrische Birne erhellte Dunkelheit des Rats warf.

Irgend etwas heulte auf, ließ ein langgezogenes Tausen aus und ließ ein Tapsen von großen Pfoten hören, während der Beamte seinen merkwürdigen Ausdruck mit den Worten erklärte: „Diesen verdammten Roter haben Ihre Leute von der Queen hier einfach ausgelegt!“ Plötzlich fuhr ein schwarzgrauer Blitz durch die Tür und mit einem fast menschlichen Winseln unsinniger Freude sprang ein Hund an meinen Hals.

„Hunke“, der deutsche Schäferhund des toten Buren, den die eifigen Sucher der Queen kurzerhand an Land gelassen hatten, tobte mit der unbändigen Ausgelassenheit junger Hunde sein Glück aus, so daß schließlich selbst der Hafenbeamte lachte, sein gedrucktes Würgelgeschloß wieder hereinholte und etwas vor sich hin murrte, was vermutlich eine Entschuldigung bedeuten sollte.

Ich kehrte mit dem Hund in mein Hotel zurück, entnahm meinem Brustbeutel drei Hundertmarktscheine und warf mich mit dem Gedanken aufs Bett, wenigstens acht Tage vor Anker liegen zu müssen, ehe wieder etwas unternommen werden konnte. Bis zum Einschlafen verfluchte ich abwechselnd und unparteiisch Bippis dunklen Lebensdrang, der zweifellos für die folgenichwere Keilerei verantwortlich war, Kapitän Delancés Herzlosigkeit, die blutige Hölle, die Queen, den fetten Portugiesen und die ganze liebe, runde Welt dieser Breitengrade.

Dann aber tauchte vor meinen schmerzenden Augen das kluge Gesicht Mullah Hamids auf, und ich schlief endlich mit der festeren Hoffnung ein, daß der alte Araber Rat wissen würde.

Senny in Nöten

Damen in Verzweiflung haben meist etwas Rührendes an sich. Ja, sie können sogar Lichtblicke auf dunklen Pfaden des Lebens sein — allerdings sind diese Lichtblicke häufig etwas trügerisch, weil obbelegte Damen in Verzweiflung für gewöhnlich überaus schlecht bei Kasse sind. Aus diesem Grund muß ich, auf die Gefahr hin, als ein Mensch, der nur in und an Geld denkt, zu gelten, meinen Lesern gestehen, daß mich nicht ausschließlich Lustgefühle besaßen, als ich am Morgen in der Halle des Hotels eine schlank, junge, blonde Dame in adrettem weißen Reitenkleid sitzen sah, die scheinbar gedankenlos in der „Woche“ blätterte, der einzigen deutschen Zeitschrift, die im Hotel zu finden war.

Es war Senny Niemann, die für Südwest bestimmte Hauslehrerin, die wie hundert Pfund Anglist auf dem Rohrstuhl hockte, sich kaum zu bewegen wagte und nur ab und zu ängstliche Blicke auf den Hotelclerc warf, der jedoch abweisend und unbeweglich vor seinem Anmeldebuch stand.

In ein paar Worten gelagt: Senny war ebenso wie wir in Sanfisar gestrandet. Während aber Bipp vielleicht wenig, ich beinahe gar nichts und „Hunke“ absolut nichts dafür konnten, war es bei Fräulein Niemann ein wenig anders. Der fettige Portugiese nämlich war ihr etwas zu nahe getreten, Kapitän Delancé hatte ihre Beschwerde kaum beachtet, ihre Drohung, aussteigen zu wollen, mit wenig galantem Eifer gutgeheißen, ihr anstandslos dreißig Pfund für unausgenützte Passage ausbezahlt und sie mit seinen besten Wünschen und ihren Siebenjahren kurzerhand an Land bringen lassen.

Senny war überhaupt nicht im Bett gewejen, sondern war die Nacht über in einem Park spazieren gegangen, wobei sie wie durch ein Wunder Gefahren entronnen war, von denen sie glücklicherweise nichts ahnte. Am Morgen also war sie im Hotel erschienen, wo sie („erleichtert“, wie sie sagte) gehört hatte, daß ich noch dort wohne und — nun, da war sie also. Was jetzt?

Während sie den Hund streichelte und leise, aber niedlich, in ihr Taschentuch schluchzte, sprach ich mit dem Clerc. Wir rechneten lange hin und her und kamen schließlich zu dem Resultat, daß Sennys dreißig Pfund zur Not reichen würden, um das blankte Fahrgeiß mit einem Frachtdampfer nach Kapstadt und von dort mit der Bahn nach Windhof zu zahlen. Aber auch die hübschesten jungen Mädchen pflegen einen Wagen zu haben, der Nahrung heißt, und von Müdigkeit befallen zu werden, die nur unter einem Moskitozetz behoben werden kann. Sie müssen sich ihre Baische waschen lassen, hin und wieder Strümpfe kaufen und höchstwahrscheinlich auch Berge von Ansichtspostkarten schreiben — und das alles kostet Geld, Geld, Geld.

Als ich mir einen Hundertmarktschein wechseln ließ, erwähnte ich gegenüber dem Clerc zufällig den Namen Mullah Hamids.

„Wunderbar!“ rief da der junge Angloafrikaner aus. „Die Dame quartiert sich einfach bei Mullah ein — die einfachste Sache von der Welt. Mullah Hamid wird schon Rat wissen.“

„Bei einem Araber?“ fragte ich ein wenig mißtrauisch. Aber der Clerc hob seine beiden schlanken Hände beschwörend hoch und beschwichtigte mich in reinem Oxford-Englisch:

„Besser des Sultans, Sir! Hochanständig! Sogar Lady Mountbatten hat bei ihm gewohnt. Er sagt bestimmt nicht nein.“

Der Weg ins Ungewisse Mstafites unsichtbarer Herrscher

Mullah Hamid war einer der vornehmsten Araber Sanfissars. Angehört hatten seine Vorfahren noch vor einem halben Jahrhundert die ganze ostafrikanische Küste von Mosambik bis Mozambique durch ihre berittenen Scharen mit den alten Vorderländern beherrscht. Mullah Hamid war heute noch einer der politischen und wirtschaftlichen Herrscher dieses Küstenstriches und weiter Teile des Hinterlandes. Ob Mandat oder nicht — sein Einfluß war trotz des Raubzugs des Verfallens der gleiche geblieben wie unter der deutschen Kolonialherrschaft. Auch seine Zuneigung zu Deutschland hatte sich nicht gemindert, wenn jetzt auch hohe Mandatsbeamte bei ihm ein und aus gingen und er seine Ratshäge, vielleicht auch seine klingende Hülse seinem verlagte, denn Mullah Hamid war Moslem, Araber und — Geschäftsmann.

Mullah Hamid war auch der Beherrscher der kleinen Schiffslinien von Sanfisar nach Kilwa, Lindi und Mitindani. Seine Hand leitete von dem prunkvollen Bürozimmer seines Palastes aus die hundert Karawanen, die von der Küste ins Innere zogen. Er war der unsichtbare Herr in all den tausenden kleinen Kramläden der ostafrikanischen Ortschaften. Er brauchte nur den Finger zu heben, und siehe da, die ostafrikanischen Schönen trugen plötzlich grüne Baumwoll- um die Hüften und rote Tücher um das Kraushaar. Er runzelte die weißen Brauen und siehe da, die eifertigen Importeure japanischer Waren sahen mit ihren Lagern fest in Sanfisar und Dar-es-Salam und Quilimane.

Mullah weiß Rat

Mullah Hamid — vor einigen Monaten ist er übrigens gestorben — war es auch, der mit einer gelassenen Handbewegung unsere Schwierigkeiten fortwies. „Keine Ursache zur Verzweiflung“, sagte er lächelnd bei meinem zweiten Besuch. „Die deutsche Lady findet na-

türlich Aufnahme in meinem Haus. Und wenn Ihr Herumtreiber von Begleiter aus dem Krankenhaus kommt, wird für euch alle drei gesorgt sein. Sie können, wenn Sie wollen, mit einem Schiff nach Kilwa fahren und dort die Leitung einer Karawane übernehmen, der ich eine wertvolle Ladung nach dem Mjassa-See und leider auch eine Reisende anvertrauen muß, die sehr wünschenswert ist. Ihre blonde Lady kann sie begleiten, wenn sie es wünscht; vielleicht bietet sich ihr dabei Gelegenheit, ihrem Endziel näher zu kommen. Uebrigens Ihnen vielleicht auch. Sie können also jetzt in meine Dienste treten und werden, wenn es Ihnen so recht ist, in Ihrem Hotel als mein Gast wohnen bleiben, bis Sie sich einschiffen.“

Ich fühlte mich zu dem Einwand verpflichtet, daß ich als Karawanenführer mangels jeglicher Erfahrung vornehmlich eine große Rote darstellen würde, aber Mullah Hamid lächelte nur.

„Ich habe meine Gründe. Daisi, ein alter erfahrener Suaheli, wird die Sache schon machen. Sie gehen eigentlich nur als Gesellschafter mit. Die Karawane wird nämlich von einer Mrs. Lindley engagiert, und diese Dame will nicht nur Eingeborene um sich sehen.“

Mit einer freundlichen Handbewegung verabschiedete mich Mullah Hamid, und als ich durch die Tür trat, sah ich eine glatzköpfige, brünette Dame von beinahe Berliner Eleganz aus einem Auto steigen und mit einem erstaunten Blick auf mich in den Garten treten.

Sollte das Mrs. Lindley sein? Dann konnte die Expedition nach dem Mjassa-See eine ganz angenehme Sache werden.

Abends im Hotel erzählte ich Senny beim Tee den Vorschlag des Arabers. Sie stimmte begeistert zu. Als ich von Mrs. Lindley sprach und beiläufig die schöne Fremde am Portal erwähnte, meinte sie nur: „Muß die aber Geld haben!“ Ich war ein wenig enttäuscht, denn eigentlich hatte ich erwartet, daß die blonde Senny eiferfüchtig werden würde.

(Fortsetzung folgt)

Eine „angenehme“ Nachtfahrt

Von
D. Th. Kropf

Als es zu dämmern begann, legten wir uns auf die Lauer. Jeder mit einem Bündel Maisstroh unter dem Arm, hatten wir uns auf den Frachtenbahnhof von Saint Louis geschlichen und sahen mit sehnsüchtigen Augen nach unserem Ziel, einer Reihe leerer Frachtwaggons, die mit dem nächsten Lastzug abgehen sollten. Wir hatten uns diese Wagen der United Fruit Company als die geeignetsten für unsere beabsichtigte Freifahrt ausgesucht, denn sie haben nur einen Eingang, und zwar eine verschließbare Öffnung im Dach. Ist man einmal drinnen, so besteht die Hoffnung, unbehelligt ans Ziel zu kommen, da man sich in ihrem dunklen Innern leicht vor den wilden eventuellen auftauchenden Kontrollorgane verbergen kann.

Alles ging nach Wunsch. Als es dunkel war, setzten wir mit einigen vorsichtigen Sprüngen über die Schienen, kletterten aufs Dach unseres Schlafwagens und durch das Loch, dessen Deckel leicht zu öffnen war, über die kleine Eisenleiter in unser herrliches und, was die Hauptfrage war, kostenloses Abteil. Wir breiteten das flugerweise mitgenommene Maisstroh aus und hatten uns so ein wunderbares Lager zurecht gemacht.

Durch das Loch in der Decke, das wir offen ließen, fiel freundliches Mondlicht und zeichnete einen hellen Kreis auf den Boden unseres Waggons. Wir wünschten einander noch Glück, daß unser Unternehmen so gut gelungen war, bauten noch allerhand heitere Lustigkeits, dann kam die Müdigkeit, und das Letzte, was ich hörte, war die Stimme meines Freundes: „Das wird mal wirklich eine angenehme Nachtfahrt.“

Ein Schmerz an meinem linken Arm ließ mich plötzlich aufschrecken. Schlaftrunken fuhr ich auf und hörte, wie Hans mir heiser ins Ohr flüsterte: „Kach, kach, die Streichhölzer.“

Mürrisch fuhr ich ihn an: „Und deshalb weckst du mich aus dem besten Schlaf? Muß du denn gerade jetzt rauchen?“

„Anfänger... mach' schnell, eine Schlang ist im Waggon!“

Mit einem Satz springe ich auf und starre in das Dunkel des Waggons: „Wo?“

„Eben froh sie über den Mondstiel, dort... sieh doch, dort in der Ecke.“

Ich ziehe ein Streichholz aus der Tasche und - reiße es an.

„Siehst du, dort rückwärts!“

Hans hatte seine Finger in meinen Arm gekrallt und lenkte ihn zu der gegenüberliegenden Ecke. Und jetzt, im unsicheren flackernden Licht des Streichholzes, sah ich den armdicken Leib einer Schlange.

„Nicht rühren“, flüsterte ich Hans zu, als ob ich gefürchtet hätte, die Schlange könnte uns verstehen. „Wir dürfen uns nicht rühren bis zur nächsten Station und dann raus aus dem Kasten!“

Eng aneinander gepreßt kauern wir im äußersten Winkel des Waggons und starren in das Dunkel auf den unsichtbaren Feind. Hans hat aus einigen zusammengekauerten Maisblättern eine Art Fackel geformt, die wir nun entzünden. Das bringt wirklich ein wenig Erleichterung. Die Schlange ist dadurch beunruhigt, hebt den

Kopf, züngelt dem grellen, ungewohnten Licht entgegen und kriecht dann langsam in die dunkelste Ecke des Waggons. Sie war ungefähr anderthalb Meter lang und hatte dunkle Zeichnung auf hellem Grund.

Hans raunt mir zu: „Sie flieht vor dem Licht, das ist unsere Rettung. Ich halte die Fackel, du kletterst aufs Dach hinaus und ich komme dir nach.“

In unserer Erregung hatten wir gar nicht bemerkt, daß der Zug mittlerweile stehen geblieben war. Mit einem Sprung fasse ich die unterste Sprosse der Leiter und will mich eben emporziehen, als sich auf dem Waggondach Schritte nähern und der Deckel zugeschoben wird. Ich schlage mit der Faust gegen das eiserne Dach und brülle. Aber der Lärm des Bahnhofes ist zu groß, man hört uns nicht. Wir sind eingeschlossen.

Gleich darauf fährt der Zug wieder an und wir stehen bleich und zitternd in unserer Ecke. Während der eine das brennende Bündel Stroh hochhält, dreht der andere aus den Resten unseres Nachtlagers neue Fackeln. Die Schlange liegt zusammengerollt in ihrer Ecke mit erhobenen, hin und her schwenkendem Kopf und läßt das Licht nicht aus den Augen.

„Da — die letzte Fackel!“

„Hast du denn gar nichts Brennbares mehr bei dir?“

„Nein, nur zwei Zehn-Dollar-Noten, die letzten!“

„Der damit, sonst nützen sie uns auch nichts mehr!“

Wir zünden sie an, aber die Freude dauert nicht lang. Dann suchen wir nach den letzten Streichhölzern und halten sie so lange in der Hand, bis uns fast die Finger anbrennen. Doch in wenigen Minuten ist auch dieses Licht erloschen.

Nachtschwarze Finsternis umgibt uns. Wirt sie kommen? Ist es eine Giftschlange? Doch unsere Nerven sind so überreizt, daß uns allein der Gedanke an die mögliche Berührung mit dem kalten, glatten Schlangenhaut erschauern läßt, gleichgültig, ob es eine Giftschlange ist oder nicht.

Endlich verlangsamt der Zug seine Fahrt. Wir rum-peln über einige Weichen und bleiben dann mit einem Ruck stehen. Nun wagen wir uns aber auch nicht mehr zur Leiter vor, da wir im Dunkeln nicht mehr sehen können, wo sich die Schlange befindet.

Plötzlich ertönen Schritte auf dem Waggondach, und bevor wir noch schreien können, wird der Deckel zurückgeschoben und der wollige Kopf eines Mulatten erscheint. „Hallo... habt ihr eine angenehme Fahrt gehabt?“ grinst er uns an.

Ein schwerer Seitenblick auf die Schlange, die noch immer in ihrer Ecke liegt, zwei mächtige Sprünge und wir stehen aufatmend auf dem Dach. Ehe wir ihn noch zurückhalten konnten, war der Mulatte im Wagen verschwunden und kam nun wieder herausgetrocknet, die Schlange wie ein kleines Hündchen unter dem Arm.

„Hast du denn gewußt, daß eine Schlange drinnen ist?“ fragten wir entsetzt.

„Natürlich“, antwortet er grinsend, „in jeden Frachtwagen kommt so eine harmlose Baumfackel. Sie hält den Wagen rein von Unrat, Ungeziefer und...“ dann grinst er noch unverstämter, „von blinden Passagieren!“

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode

Kleiner Frühlingsausflug



Der Himmel ist blau, die Sonne lacht, und die ersten Frühlingsblumen erscheinen wie bunte Tupfen auf den Wiesen! Hinaus zu frühlichem Ostererischen! Aber die lachende Stimmung soll uns nicht täuschen — noch ist die Temperatur nicht sommerlich, noch sind lichte, dünne Kleider verfrüht! Wir wählen die runderen, kleidsamen Wollkleider, die so leicht sind und doch prachtvoll wärmen. Links haben wir ein lichtgrünes Jerseykleid mit entzückenden Steppereien und dunkelgrünen Kristallknöpfen. Dazu trägt man den flaschengrünen, stark genoppten dreiviertellangen Sportmantel. Das zweite Modell (rechts) besteht aus sandfarbenem Wollseidenmischgewebe, ist mit langen Ärmeln sehr schlank gearbeitet und mit einem kleinen, vorn aufgeschlagenem Cape verziert. Einige altrosa Blüten am Halsausschnitt und ein breiter kaffeebrauner Ledergürtel sind neben den Säumen die einzige Verzierung. Das lichtblaue Wollhängerchen, das Kindes fängt sich dem farbigen Bild geschmackvoll ein.

Angst und Eifersucht.

Studie aus dem Kinderleben.

Von Joh. Schwager.

„Also Kinder“, ermahnte nochmals die Mutter, „leid schon artig, macht keine Dummheiten und verschließt gut die Saaltür! Ich denke, daß ich gegen sieben Uhr aus der Stadt zurück bin. Bis dahin wird auch der Vater kommen.“

Es geschah nicht alle Tage, daß die Mutter zur Stadt fuhr. Und wenn sie Einkäufe zu erledigen hatte, so nahm sie ihre zwei nun schon zehn- und zwölfjährigen Mädels mit. Am fraglichen Tage aber war das Wetter doch zu unfreundlich. Aber nicht unbedingt auf die Straße mußte, blieb lieber zu Hause. Dines hatte nicht jeder Einlegejohlen in den Schuhen, und mancher holte sich bei dieser ungeheuren Witterung und den feuchten Wegen den Schnupfen.

Alle und Irene freuten sich über alle Wachen, ihre Schulfamerabin Hilbe bei sich zu haben. So fühlten sie sich wenigstens nicht so einsam und konnten zu dritt mit schönen Spielen die Zeit verbringen. Als aber die Dämmerung kam und der erste Schein der Straßenlaternen durch den Regenschauer bis hinauf in das warme Stübchen der Kinder glitt, legten die Mädels das Spielzeug beiseite und öffneten bei einer Tasse Kaffee ihre Pötte. Sie wurden aber still und janneten nach. Ihnen wurde in dem Halbdunkel etwas unbehaglich zumute; sie schielten sich von der Seite an.

„Du, Hilbe“, meinte Irene, „bleibst du noch ein bißchen da? Wir sind sonst allein.“

„Gast wohl Angst, Irene?“ erwiderte Hilbe, die ein wenig bereute, nicht schon gegangen zu sein.

„Nein, das gerade nicht, Hilbe! Aber ich mal: Alle sitzt schon in der Sofaede und wird bald wieder einschlafen. Und dann wird es mir so komisch zumute! Und wenn es dann mal klingelt oder kloppt!“

„Da hätte ich auch Angst!“ meinte Hilbe. „Wenn nun ein Bettler draußen ist? Beißt du, manchmal sind es gar keine Bettler, sondern Einbrecher, Diebe. Meine Mutter sagt mir immer, wenn ich allein bin, soll ich die Tür gar nicht aufmachen. — Hast ihr überhaupt zugehört, Irene und Hilbe?“

Alle war ganz erschrocken, als Hilbe von Einbrechern und Dieben sprach. Jetzt konnte sie wirklich nicht genau sagen, ob die Saaltür verschlossen sei. Aber auch Irene konnte sich nicht genau entsinnen. Und das verjagte nun alle drei in große Angst.

„Du, Irene!“ flüsterte Hilbe, „hast du nicht das Rätselchen im Nachbarzimmer gehört? Du, da ist jemand drüben! Mach doch schnell mal Licht und sieh geschwind nach!“

„Waaaa? Wir war es auch wie so!“ (Die drei schmeigten sich auf dem Sofa eng aneinander.) „Ach mache kein Licht!“ winselte ganz ängstlich die Irene. Und alle schluckte leise vor sich hin und meinte: „Warum uns Mutter nur allein ließ! Wenn nur bald der Vater käme! Ach schreie laut um Hilfe, wenn jetzt Mörder ins Zimmer kommen. — Da! — Da! — Da!“

Alle stierte auf einmal in die Zimmerede und wies mit der rechten Hand in die Richtung, wo Mutter's Nähtischchen stand. „Da — Irene! Hilbe! Ist das nicht

ein alter Mann? Zu Hilse! Zu Hilse!“

Alle schrie jetzt aus Leibeskräften. Jetzt wurde es der Hilbe aber doch zu dumm. Sie faßte sich ein Herz; denn sie erkannte, daß dort kein Mann lauerte, sondern ein großes Kissen und eine Decke auf dem Korbhessel so eine uflige Figur abgaben. Hilbe ging mutig zum Lichtschalter und knippte. Da sahen sie sich alle erleichtert an. Ihre Wangen glühten und das Haar klebte an den Schläfen.

„So eine Dummheit, Alle! So zu schreien, Du siehst ja Gespenster!“ sagte jetzt ganz laut Hilbe.

„Du hast doch erst davon angefangen. Du jagstest vorhin, es sei jemand drüben im Zimmer. Und — da — habe — ich — solche — Angst bekommen!“ schluchzte Alle.

„Ist ja gar niemand drüben! Beruhigt euch nur! Aber ich muß jetzt nach Hause gehen.“

Da halfen keine Bitten von Irene und Alle. Hilbe zog sich eben an und war bald durch die Saaltür geschlüpft, die die beiden abhingen. Den Schlüssel hingen sie in die Türöffnung an den Nagel.

Raum waren aber die beiden Schwestern wieder ins Zimmer gegangen, als es plötzlich

klingelte. Alle und Irene gingen an zu zittern. Sie mußten unwillkürlich an das denken, was vorhin Hilbe erzählt hatte. Wenn nun ein Bettler draußen steht? Oder gar ein Dieb oder Einbrecher? Und nun brachten sie es gar nicht über das Herz, an die Tür zu gehen. Sie hielten den Atem an und lauschten. Da klingelte es ein zweites und bald ein drittes Mal. Und jetzt — der Schreck fuhr den Kindern in alle Glieder —, jetzt klopfte es — und noch einmal! Die Kinder verhielten sich hinter der Tür der Stube ganz ruhig. Plötzlich war es ihnen, als sollte ihnen das kleine Herz zerspringen. Sie hörten ganz deutlich, wie jemand die Klinke der Saaltür herunterdrückte und dann noch einmal und noch einmal. Und nun konnten sie sich wirklich nicht mehr halten. Sie gingen beide an zu weinen und zu schluchzen. Aber das Schlimmste stand ihnen noch bevor: Da — schloß nicht jemand gar die Saaltür auf?

Welche Erleichterung! Der Vater war es. Er hatte zwar nicht geklingelt und geklopft. Das war die Hilbe, die ihren Regenschirm vergessen hatte und so ungebüldig vor der Tür stand und Einlaß begehrte. Und in dem Augenblick war der Vater gekommen.

Wo sitzt der Steckkontakt?

Kleine Ratsschlage zum Wohnungswechsel

1. Gebot: Fange rechtzeitig an, die Überlieferung vorzubereiten. Rings um die eigentlichen Mietjahre sind sowohl Handwerker als auch Transportfirmen überlastet und du wirst weniger pünktlich bedient.

Für die neue Wohnung bekommt man einen Vertrag. Verträge sind dazu da, gelesen zu werden, bevor man sie unterschreibt. Spätere Beanstandungen können nicht berücksichtigt werden. Das gilt auch für alle Bedenken, die man der neuen Wohnung gegenüber hat. Gegenwärtige geschlagene Fenstergerüste, fehlenden Zimmerschlüssel, defekten Balkonböden und fleckigen Stubenböden müssen dem Hauswirt vorher, also vor dem Einzug, schriftlich zur Kenntnis gegeben werden, damit eine Entigung über Reparaturen und Kosten erzielt wird.

Nachträgliche Monteur- oder Handwerkerarbeiten in der neuen, frischen Wohnung nehmen dir meist viel von der Schönheit. Man tut also gut, wenn das möglich ist und die Wohnung vorher frei wird, all die Installationsarbeiten und Einbaumöbel vorher anlegen zu lassen. Rastam ist ferner, sich mit dem Nachmieter der eigenen Wohnung auf freundschaftlichem Wege zu einigen. Man spart viel Zeit und Geld, wenn beide, Vor- und Nachmieter, die gleichen Handwerker beschaffigen und Lampenglöhden abnehmen und anmontieren lassen.

Wer sich „verkleinert“, soll vor radikalen Mitteln und Trennungsschmerz von umfangreichen Möbelstücken nicht zurückweichen. Am besten fertigt man aus Papier im Maßstab des Wohnungsplans — auf den jeder Mieter ein Anrecht hat — die Grundrisse der Möbel, die mitgeführt werden sollen. Damit „reist“ man in der neuen Wohnung herum und schiebt die Möbel auf die günstigsten und praktischsten Plätze. Dabei erweist es sich auch gleich, welche Stücke unter keinen Umständen untergebracht werden können und verschont oder verkauft werden müssen.

Auch die Höhe der neuen Räume muß berücksichtigt werden. Das gilt vor allem für Hängelampen, die man ungern bis auf die Tischplatte hängen lassen wird, für Bilder von großem Format und für die Gardinen, die man vorher auf die neuen Maße hin ändern muß, um nachher nicht doppelte Arbeit zu haben. Sind die Gardinen im Gegensatz zum vorhergehenden Fall zu kurz oder schmal, so

tann man sich mit breiten einfarbigen Stühlen oder buntesten Vorhängen helfen, die man heute vielfach sieht.

Wo sitzen die Steckkontakte? Das ist sehr wichtig für die Aufstellung von Tischen, Regalen, Schreibtischen und so weiter. Verlängerungskabel, die über den Teppich führen und vor denen jeder Gast gewarnt werden muß, wirken immer reichlich primitiv und provisorisch.

Keller und Boden haben kein unbegrenztes Fassungsvermögen, vor allem wenn man bedenkt, daß die Böden von Gerümpel frei sein müssen. Man darf sich also nicht dazu hinreißen lassen, alles, was im Augenblick nicht gebraucht wird, in Kisten zu packen und dort aufzuschieben. Je gründlicher man zuvor die Raumverhältnisse bedenkt, um so mehr Freude wird man an der neuen Wohnung haben. Beim Bestimmen des Zwecks der einzelnen Räume gilt es, sich nach den Mitmieter zu erkundigen. Schlafräume wird man möglichst nicht einrichten über dem Wohnzimmer einer Familie, die bis in die Nacht hinein Rausch hört!

Fünfzig Worte Schönheitspflege

Kennt Sie das Jodhäschen?

Das Jodhäschen als Schönheitsmittel ist noch viel zu wenig bekannt. Es ist in jeder Apotheke erhältlich und darf unbesorgt benutzt werden, da Jod ein vorzügliches Desinfektionsmittel ist. Vor allem hat es ausgezeichnete Wirkung, wenn man damit kleine Risse und Wunden bestricht, wie sie uns nun einmal die Hausarbeit so leicht schlagt. Es entstehen dann keine blutigen Stellen, sondern es wird rasch eine gute desinfizierte Heilfläche geschaffen. Auch die kleinen Risse auf Stirn und Wangen — sofern es sich nicht um verstaubte Mittelstempel — verschwinden nach vor dem eigentlichen Ausblühen, wenn man sie rechtzeitig mit dem Jodhäschen bestricht.

Welches Haar, das sich gelblich oder streifig verfärbt, darf mit einer Silberseife oder Silberpulverseife gewaschen werden, die man in Drogerien erhält. Man erzielt damit bei pfleglicher Behandlung eine einheitliche Färbung.

Wieviel muß ich rechnen?

Ein paar Ratsschlage für junge Hausfrauen

Gäste sind eine Freude, aber die Freude verbleibt sich häufig ins Gegenteil, wenn die Kosten eines Gastmahls aufgestellt werden. Nur zu häufig erweist es sich, allerdings bei weniger erfahrenen Hausfrauen, daß die Mengen zu reichlich gerechnet wurden und daß man wesentliche Einsparungen hätte machen können. Wieviel soll man also von den verschiedenen Gerichten auf den Kopf jeder Person rechnen?

Bei Fleischbrühe beispielsweise rechnet man auf die Person ein halbes Pfund Rindfleisch und auf je drei Personen einen Liter Suppe.

Lunke braucht man einen halben Liter für fünf Personen.

Suppeneinlagen ein Portwein Glas auf einen Liter Suppe.

Vom Braten, wenn er den einzigen Hauptgang darstellt, ein halbes Pfund pro Person, sind mehrere Gänge vorgesehen, so genügen 150 bis 200 Gramm.

Eine kräftige Kinderzunge reicht für sechs bis acht Personen als Hauptgericht.

Ein normaler Nebenbraten reicht für zehn Personen, von einem Hosen sollen vier bis fünf normale Eier satt werden.

Gibt man Tauben, so sind drei Tauben auf zwei Personen zu berechnen.

Junge Hühner rechnet man ein Stück je Person, größere Hühner möglicherweise zwei Stück auf drei Personen.

Ein großes Kochhuhn mit reichem Lunke als Krassatze reicht für vier Personen.

Eine Gans von zehn Pfund sättigt auf sechs Personen, ein Gans wird für drei Personen ausreichen.

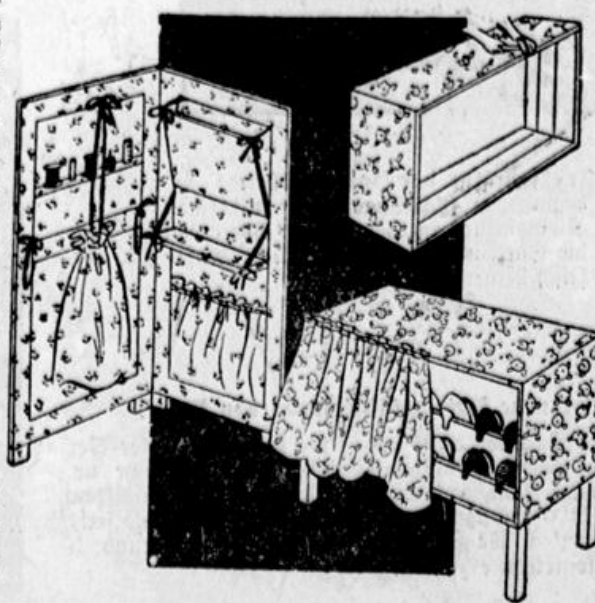
Von Fisch rechnet man dreiviertel Pfund je Person.

Gemüse, sofern es Hauptgericht ist, wird mit zwei Pfund auf drei Personen berechnet, nur beim Spargel rechnet man ein Pfund pro Kopf.

Süße Speisen und Cremes verlangen einen Viertel Liter pro Kopf, Eis etwa einen Achtel Liter auf die Person.

Das praktische Heim

Nähständer und Schubschrank



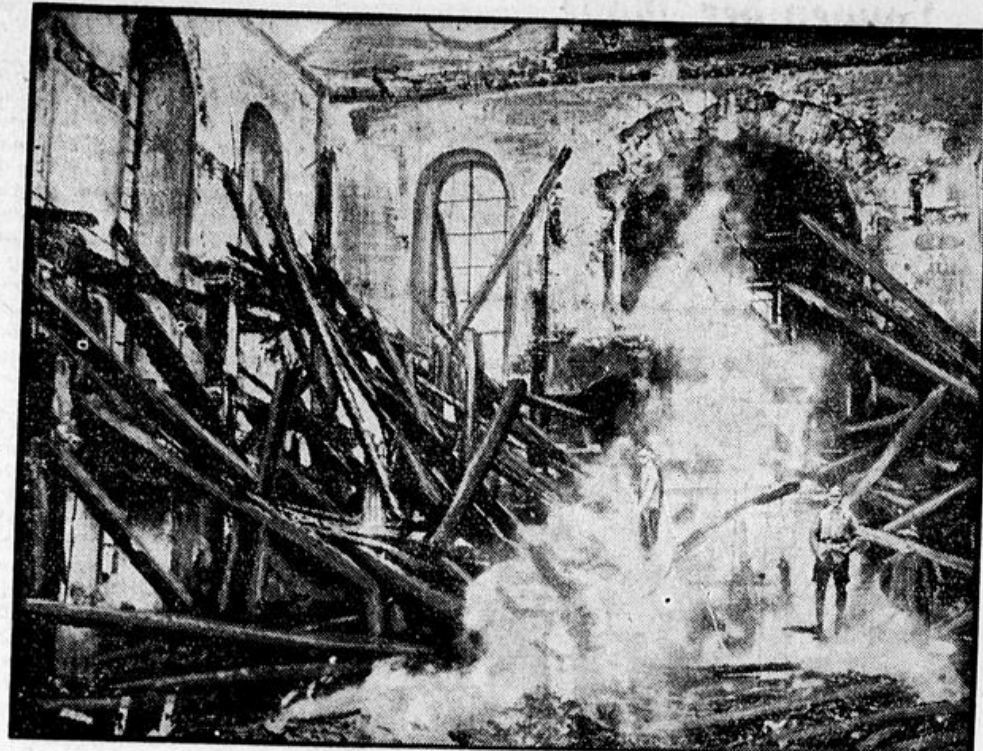
Irgendwo steht sicher ein alter „Paravent“ herum, längst nicht mehr in Gebrauch und dennoch zu schade, um fortgeworfen zu werden. Jetzt bietet sich eine gute Verwendungsmöglichkeit. Wir beziehen das alte, treue Stück, damit seine verbliebenen Malereien nicht unser modernes Zimmer stören, mit Chintz und bringen an der Innenseite eine Reihe von festen und losen Beuteln, von kleinen Querleisten und Hängefächern an. Hinter diesem Arbeitsschirm verschanden wir uns, wenn Berge von Flickwäsche zu bewältigen sind. Wir haben genügend Raum zum Abstellen, und später wird die Nähmaschine und die gesamte Arbeitssecke geschmackvoll durch den Schirm verdeckt. — Wenn noch ein Rest Chintz zurückblieb, so beziehen wir damit eine Apfel-sinkeniste, setzen sie auf vier Pföcke, versehen sie mit schrägen Querbretchen und haben den langenbehrten — Schub-schrank für den Flur!

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).



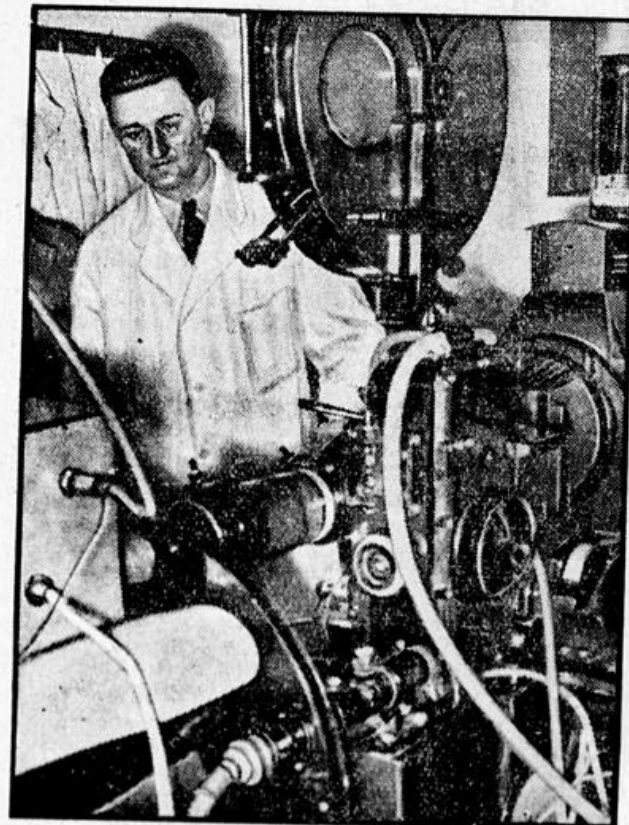
Zur Aufführung des Parteitagfilms „Triumph des Willens“. Der Führer und Leni Riefenstahl mit Teilnehmern des Trachtenzuges. Eine Aufnahme aus dem Parteitagfilm 1934 „Triumph des Willens“, dessen Arbeiten unter der Gesamtleitung von Leni Riefenstahl nunmehr vollendet wurden.



Sachsens größte Landeskirche durch Feuer vernichtet. Feuerwehr bei Löscharbeiten in der ausgebrannten Kirche von Zeitzersdorf. Sie wurde von einer Feuersbrunst heimgesucht, die das Innere vollkommen vernichtete.



Die künstlerische Gestalterin des Reichsparteitagfilms 1934. Leni Riefenstahl an der Kamera.



Fernsehen, die neue Etappe in der Entwicklung des Rundfunks.

Als erstes Land der Welt eröffnete Deutschland über seinen Fernseh-Sender Berlin-Wilhelmshagen den regelmäßigen Fernseh-Programmbetrieb. Auf unserem Bilde sieht man das neue Projektionsgerät auf der Fernseh-Station Wittenberg.



Frühlingskur der Gartenmöbel. Das beginnende Frühlingswetter ruft schon jetzt die Kleingärtner auf den Plan. Vor allem werden die Gartenmöbel für beschauliche Ruhestunden frisch hergerichtet.



Ein neues Verkehrsflugzeug für den deutsch-holländischen Luftverkehr.

Die deutsche Luft-Luft-Luft führte gemeinsam mit der Königlich Holländischen Luftverkehrsgesellschaft (K. L. M.) das neue viermotorige Post-Verkehrsflugzeug der K. L. M. auf dem Flughafen Tempelhof vor.

Bild links:

Schlageters Vater 80 Jahre alt.

Der Vater von Albert Leo Schlageter konnte in geistiger Frische in Wiesenthal (Baden) seinen 80. Geburtstag feiern. Am Namen der badischen Regierung und des badischen Volkes sandte Ministerpräsident Brüning ein Glückwunschtelegramm.



Blumenstrauß aus dem Automaten.

Es muelte fast wie ein Aprilscherz an, aber es ist doch Wirklichkeit. Am Berliner Westen hängt der erste dieser Apparate, dem bald noch weitere folgen werden. Man steckt ein Geldstück in den Automaten, zieht an dem Griff — und schon hat man den frischen Blumenstrauß, schön verpackt, in der Hand.

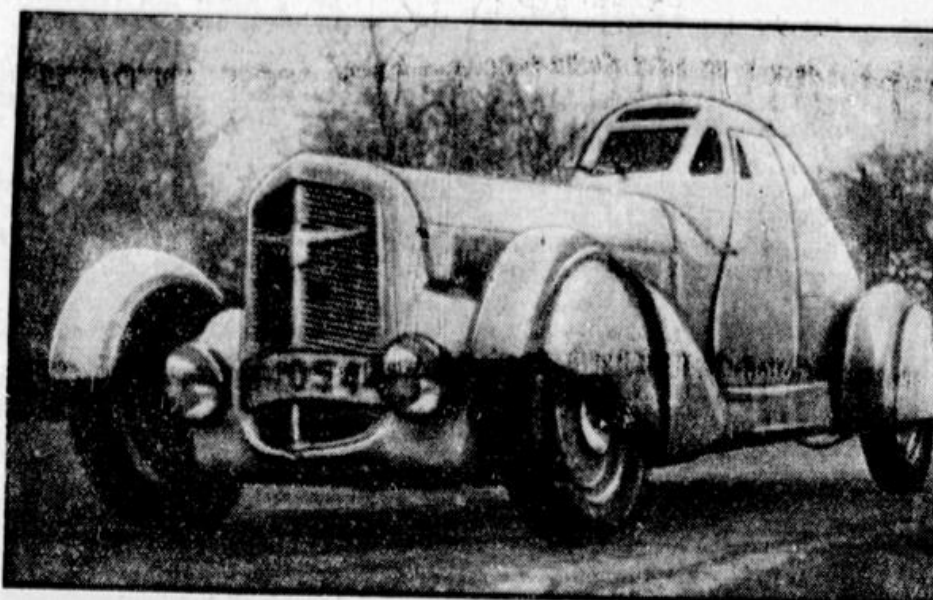


Bild rechts:

Vier neue Automobil-Modelle von Adler.

Auf der Berliner Autos haben die deutschen Adler-Werke mit ihrem „Triumph-Junior-Sport“-Kleinwagen vier neue internationale Klassenrekorde der Klasse B (750 Kubikzentimeter bis 1100 Kubikzentimeter) aufgestellt, wobei die serienmäßig gebauten Wagen einen Durchschnitt von rund 110 Stundenkilometern erzielten.

Spielplatz der Jugend

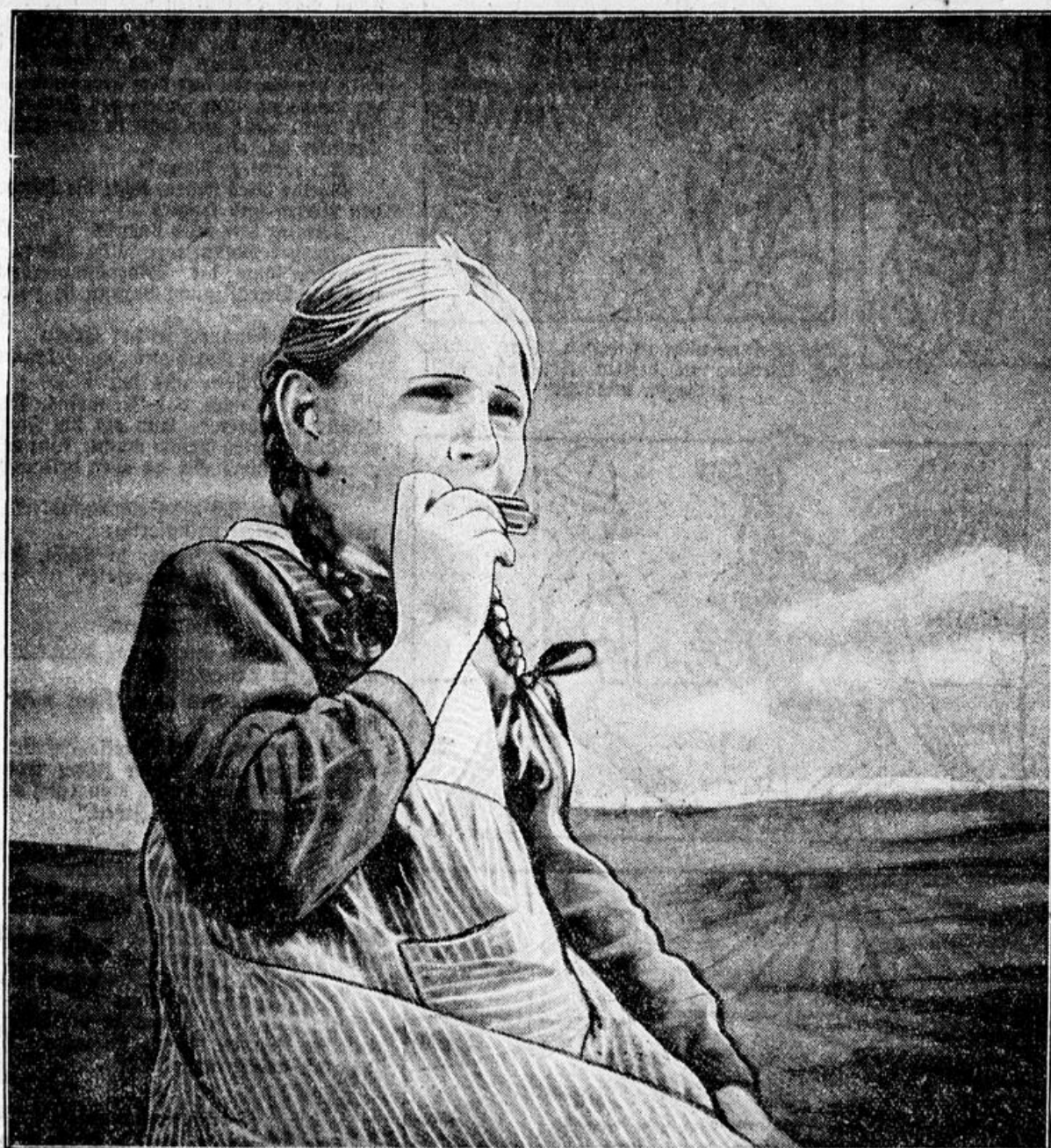


Photo: Ufa

Kleines Lied im Vorfrühling

Alterlei Bastelei

Auswechselbarer Einband.

Wenn wir mehrere gleich große Bände haben, die wir gern zusammen und geordnet aufheben möchten, dann stellen wir uns dafür einen Einband her, zu dem nur zwei Pappn und etwas leinwand Band gehören.

Die Pappn schneiden wir — am besten mit einem scharfen Messer auf dem Steinfußboden — in der Größe der Bände zu, so daß sie an jeder Seite zwei Millimeter überstehen, schneiden also dann mit dem Messer Schlitze in diese Buchdeckel, durch die wir das leinwand Band ziehen. Die Schlitze müssen ordentlich und genau in gleichem Abstand eingelegt werden, ungefähr zwei Zentimeter vom

Rande entfernt. Jedes Band aber muß lang genug sein, um sich zur Schleife binden zu lassen und eine Erweiterung der Sammlung zu ermöglichen. Wer seinen auswechselbaren Einband besonders zierlich herstellen will,

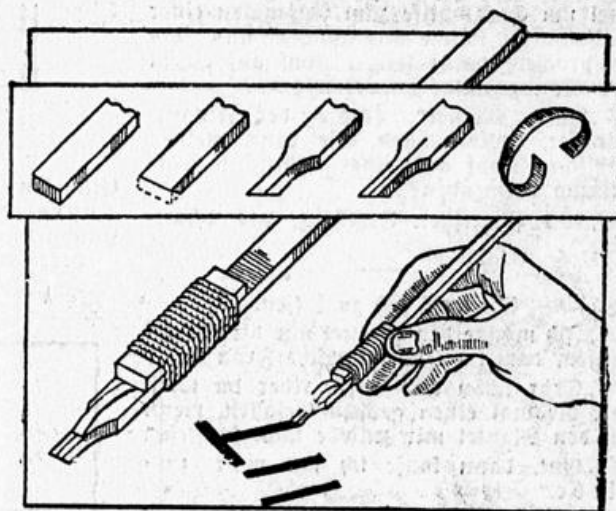


kann ihn mit Kattun, farbigem Papier oder Leder überziehen.

Wir schnitzen eine Feder.

Aus dem alten Bambusstock können wir uns ein paar schöne Federn herstellen, mit denen wir Hirschfährten und Ornamente besser ausführen können als mit den üblichen Schreibfedern.

Wie ihr auf der Zeichnung seht, muß zuerst ein rechteckiges Stück aus dem Bambus geschliffen werden, das dann an der einen Schmalseite so zugespitzt wird, daß diese übrigbleibende Spitze eine Querschnitt bildet. In einem Winkel von ungefähr 70 Grad wird diese Spitze nun nach unten abgeschliffen und erhält dann, wie aus der Zeichnung zu sehen ist, einen Einschnitt. Jetzt wird ein Uhrfederreißchen so auf das Stück Bambus gelegt, daß es mit der Rundung nach



oben zeigt. Ein weiteres Stück Bambus, mit Zwirn oder Garn befestigt, hält die Uhrfeder fest, die als Behälter für die aufzunehmende Tinte dient. Auf der Schlußfigur seht ihr die Feder bei der Arbeit.

Wollen wir mal lachen

Berechtigte Frage.

Lehrer (wütend): „Müller, Sie können sich Ihr Schulgeld wiedergeben lassen.“

Müller: „Ja, geht denn das?“

Verwirrung.

Ein Vater hält seinem Sohn eine Strafpredigt: „Vor-gestern bist du erst gestern nach Hause gekommen, und gestern wieder erst heute, was soll daraus werden?“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe:

Lösung: Dame h 6 — a 6

Wenn Schwarz: K c 1 schlägt S d 2, dann:

D a 6 — h 6 matt.

Wenn Schwarz: e 3 schlägt S d 2, dann:

D a 6 — a 1 matt.

Wenn Schwarz: K c 1 schlägt b 2, dann:

S f 2 — d 3 matt.

Danebengehauen!

Der zunehmende Mond. Da die Sonne im Bilde links steht, kann der Mond auch nur von links her beleuchtet sein. Das wäre dann aber ein abnehmender Mond!

Geographisches Silbenrätsel:

Wir Großen wird der Kleine groß. — 1. Württemberg, 2. Andalusien, 3. Toledo, 4. Goslar, 5. Radeburg, 6. Ostende, 7. Solingen, 8. Zella-Schwarz, 9. Eberswalde, 10. Memel, 11. Hindenburg, 12. Jülich, 13. Harzgebirge, 14. Teutoburg.

Kreuzworträtsel:

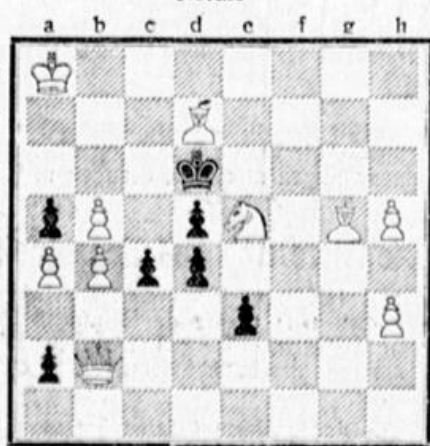
a) 1 Engelberg, 6 Staat, 8 Ahr, 10 Ost, 12 Aach, 14 Ahr, 15 Ahr, 16 Ahr, 17 Ahr, 18 Ahr, 19 Ahr, 20 Ahr, 21 Ahr, 22 Ahr, 23 Ahr, 24 Ahr, 25 Ahr, 26 Ahr, 27 Ahr, 28 Ahr, 29 Ahr, 30 Ahr, 31 Ahr, 32 Ahr, 33 Ahr, 34 Ahr, 35 Ahr, 36 Ahr, 37 Ahr, 38 Ahr, 39 Ahr, 40 Ahr, 41 Ahr, 42 Ahr, 43 Ahr, 44 Ahr, 45 Ahr, 46 Ahr, 47 Ahr, 48 Ahr, 49 Ahr, 50 Ahr.

Das Blagat:

Die Frau des Landgerichtsrats war der Meinung, daß nicht einer der beiden Schriftsteller von dem anderen, sondern daß beide unabhängig voneinander von derselben alten Quelle abgeschrieben hätten. Im anderen Falle hätte der bewußt Abstreibende zweifellos den Vorwurf des Plagats durch entsprechende Änderungen des Textes oder der Idee vermieden.

Schachaufgabe

Netko



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: 17 Figuren. Weiß: (zehn Figuren) König a 8, Dame b 2, Läufer d 7, g 5, Springer e 5, Bauer a 4, b 4, b 5, h 5, h 5. — Schwarz: (sieben Figuren) König d 6, Bauer a 2, a 5, c 4, d 4, d 5, e 5.

Seltene Einstimmigkeit.

In einem größeren Kreise befreundeter Familien hatte sich der Brauch entwikkelt, daß sich alle zu diesem Kreise gehörende Personen zu Weihnachten gegenseitig beschenken. So angenehm dieser Brauch an sich auch für jeden war, so unausweichlich bereitete er andererseits den einzelnen Mitgliedern des Kreises jedes Jahr Kopfzerbrechen. Erstens wollte jeder natürlich etwas Passendes schenken. Dabei mußte er sich bemühen, die Wünsche der einzelnen anderen zu erfüllen; ferner mußte natürlich die Gefahr vermieden werden, daß gleiche Geschenke sich an einer Stelle einfanden.

Nur ein Herr aus dem Kreise war dieser Sorge enthoben. Stets wünschten sich von ihm alle anderen immer das gleiche, und er konnte

alle erlauben, ohne sich besonderes Kopfzerbrechen zu machen. Wie kam das?

Er ist mit dem Kilometerzähler los?

Er hat an seinem Fahrrad einen Kilometerzähler. Er glaubt, in die Zuverlässigkeit des Instruments Zweifel legen zu müssen. Um genau kontrollieren zu können, fährt er von Kilometerstein 1 bis Kilometerstein 5, genau 5 Kilometer. Der Zähler zeigt jedoch 5 Kilometer und 50 Meter an. Sieben die Steine nicht richtig oder zeigt der Zähler falsch? Er paßt für die Maßgröße.

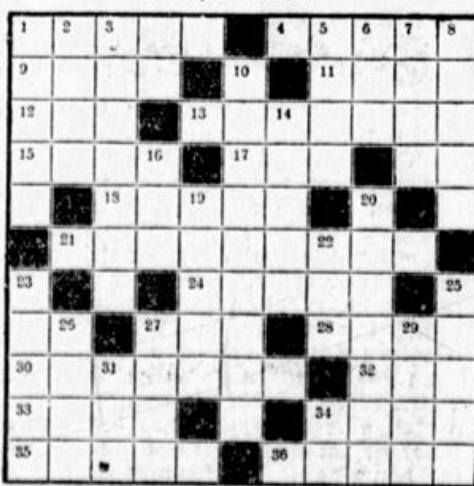
Silbenrätsel.

au — beß — berag — bil — das — dra — e — e — ei — eu — fis — ge — ge — gen — go — ha — hff — is — fus — land — lap — ler — les — li — lind — lob — ma — mach — mam — mo — mus — mut — ni — pa — pe — renz — re — re — rhen — feau — tai — tem — to — trouf — um — pol

Aus vorstehenden 47 Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von Horaz ergeben (ich ein Buchstabe). Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Geldflemme
2. Kaiserin der Franzosen
3. Aufrührer
4. Fährten
5. Krankheit
6. Vorführer des Dichters
7. Räuber
8. Brautausstattung
9. Staatsfidel
10. Selbstverleumdung
11. Zagenhafte Schlange
12. Bekannter Rieger
13. Maßstäbchen
14. Französischer Dichter
15. Deutscher Dramatiker und Schauspieler
16. Selbstlicht
17. Nichtigkeit

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter:

- a) von links nach rechts: 1. Laubbaum, 4. Landgestüt in Vommern, 9. die erste Bürgerpflicht, 11. Verpackungsgewicht, 12. weiblicher Vorname, 13. Klebstoff, 15. deutscher Philosoph, 17. Stammvater, 18. Stadt in Schlesien, 21. Säulengang, 24. Teil des Baumes, 27. Viehfutter, 28. männlicher Vorname, 30. Teil des Kunstwerks, 32. Titel, 33. vertonte Poesie, 34. Graupenart, 35. Herbstbäume, 36. alte deutsche Münze;
- b) von oben nach unten: 1. Heidepflanze, 2. Stadt im alten Persien, 3. Schlager, 5. Rauch, 6. Meerbusen, 7. Nachschuß, 8. Handwerkszeug, 10. chinesische Provinz, 14. weiblicher Vorname, 16. Vodenjagung, 19. alte Landschaft in Unterägypten, 20. hoher Marineoffizier, 22. Behörde, 23. Zunftleiter, 25. Straßmaschine, 26. Gewürz, 27. Berg, 29. Stadt in Litte, 31. Verpackungsart.

Anekdoten um berühmte Leute

von Ulf Seidl.

Zwischen dem berühmten englischen Maler Whistler und John Ruskin schwebte ein Prozeß, der in der ganzen Welt von sich reden machte. Im Verlauf dieses Prozesses wurde Whistler vom Vorsitzenden gefragt: „Würden Sie den Herren Geschworenen hier klarmachen können, was Kunst ist?“

Whistler sah die Geschworenen der Reihe nach an und sagte: „Nein.“

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Raketeneuzeug von Paradoxen, das Oskar Wilde in seinen Werken steigen läßt, zum größten Teil nicht von ihm selbst, sondern von seinem Freunde Whistler entlehnt ist. Einmal saßen die beiden beim Dinner, und Whistler sparte nicht mit geistreichen Paradoxen über Kunst.

„Ausgezeichnet“, rief Oskar Wilde begeistert, „ich wollte, ich hätte den Wit gemacht.“

„Du wirst ihn bestimmt noch machen, Oskar“, entgegnete Whistler.

Der berühmte Kirchenmaler Gebhart hatte den preussischen Finanzminister Miquel um Staatshilfe zum Ausmalen einer Düsseldorfer Kirche angegangen und ihm versprochen, dafür seinen Kopf auf einem der Wandgemälde zu verewigen.

„Aber, Meister“, fragte der Finanzminister, „wie wollen Sie denn meinen häßlichen Kopf auf einer biblischen Darstellung verwenden?“

„Als Pharisäer. Exzellenz, als Pharisäer!“

Sie weiß sich zu helfen.

„Ich möchte den Mantel nur dir zuliebe kaufen, damit du eine hübsche Frau hast.“

„Sehr schön und gut. Aber du tätest mir diesmal einen großen Gefallen, wenn du den Mantel mir zuliebe nicht kaufst.“

„Gut, dann laufe ich ihn mir zu Liebe.“

Falsch aufgefaßt.

„Angeklagter, warum haben Sie den gefundenen wertvollen Ring nicht sofort abgeliefert? Wissen Sie nicht, daß man derartiges ‚Fundumierschlagung‘ nennt?“

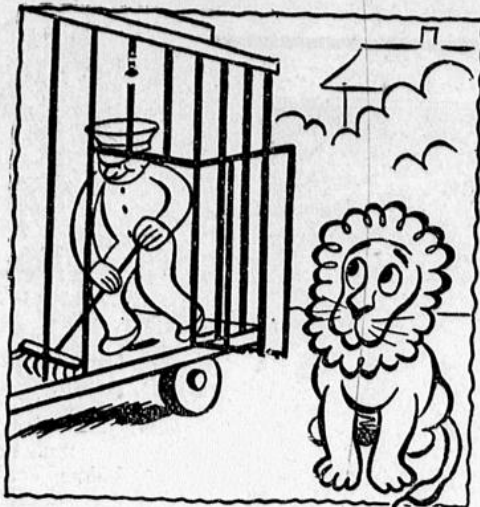
„Doch. Aber in diesem Ring stand klar und deutlich eingraviert: ‚Ewig dein.‘“

Bildung.

„Sagen Sie, waren Sie denn nun zu Figaros Hochzeit?“

„I wo, wenn ich nicht irre, hat mein Mann aus Sparsamkeitsgründen nur ein Telegramm geschickt.“

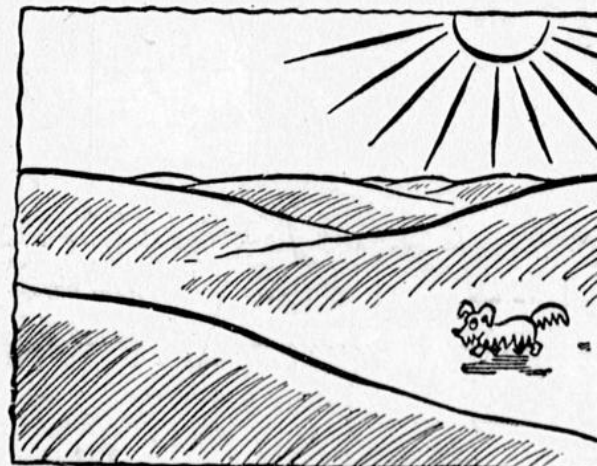
Tiere lachen d



Der zahme Löwe: „Hoffentlich ist der Kerl bald fertig, damit ich wieder in meinen Käfig gehen kann!“



Einholen gehen in Australien: Das Känguruh als Stütze der Hausfrau.



Struppi in der Wüste: „Wenn jetzt nicht kommt, passiert was!“

Wald Feld und H

Die Jagd im April

1. Frühjahrsarbeiten im Revier.

Ein verhältnismäßig milder Winter liegt hinter uns, und Kälteeinbrüche können nicht allzuviel Schaden mehr tun. Wohl dem Jäger, der sein Wild mit Pflege und Aufmerksamkeit betreute. Hasen und Rebhühner werden es ihm bald danken, und auch beim Schieben des neuen Geweihs wird sich die Fürsorge eines vorsorglichen Jägers, der seinem Wild rechtzeitig den Tisch deckte, belohnen. Von dem ersten Hasenbefall ist zu hoffen, daß er die Kälte überstanden haben wird, um so mehr, als zumeist Trockenfrost herrschte. Gefährlicher ist den Junghasen andauernde nasse Witterung. Möge der April endlich ein trockenere, sonniges Frühjahr bringen!

Dann kann der Jäger schnell die notwendigen Frühjahrsarbeiten im Revier aufnehmen. Salzlecken sind, sofern noch nötig, zu erneuern oder anzulegen. Kanzen und Hochstiehe müssen nachgesehen und ausgebeßert, die Fürststiege gereinigt werden. Die Brutzeit der Hasen bringt reiche Arbeit im Revier und in Hasanerien. Zu ihrem wie allgemein zu allen Niederwildes Schutz soll auch die Bekämpfung des Krähengefindeles und der Raubvögel einsetzen. Vor allen Dingen richte man bei Fürsch- und Hegegängen sein Augenmerk auf wildernde Hunde und streunende Katzen, die gerade in den „Kinderstuben“ unseres Wildes reichen Schaden anzurichten vermögen.

Allmählich geht die jagdlich tote Zeit vorüber. Das neue Jagdjahr hat mit dem

Schnepfenstrich wieder seinen Einzug gehalten. An lauen Frühlingsabenden wartet der Jäger im waldigen Busch der Langschnebel, wenn der Schnepfener am dämmernden Abendhimmel blinkt. Die gesetzliche Schutzzeit dauert bis Mitte April. Die Schnepfensuche im Frühjahr sei im allgemeinen verpönt. Da unser Entenlopf weit häufiger als angenommen bei uns brütet, schadet man sich durch einen übertriebenen Abschuss nur selbst. — Auch Auerhahn und Wildbühnen stehen im April in der Balz. Wer zu früh mit dem Abschuss des großen oder kleinen Hahnes beginnt, noch bevor sie sich eingespült und ihre Pflichten in bezug auf Nachkommenschaft erfüllt haben, dürfte bald ein Veröden der beliebtesten Balzplätze festzustellen haben. Darum Geduld und — keine Massenstreden!

Unser Haarraubwild genießt außer in gepflegten Niederjagden und Hasanerien, über das Gesetz hinaus im April Schutz und Schonung, zumal der Balz bereits minderwertig. Die Fuchsfälle wölft. Ebenso frisst das Schwarzwild im allgemeinen in diesem Monat. In Waldbrevieren wird es daher streng geschont. Wo es im Felde zu Schaden geht, schone man gleichfalls unbedingt die beschlagene oder bereits führende Wache.

2. Delikatessen auf den Wiesen.

Scharenweise zogen noch vor wenigen Jahren die Eierfresser in die Wiesen hinaus, um die schmalen grünflüchtigen Eier des Kiebitzes aufzusuchen und teuer zu verkaufen.

Die auffallende Abnahme dieses niemals allzu häufigen Vogels veranlaßte das

Verbot d... niemals des Kiebitzes eigenart... Statistik gendern...

„Sehr... der letzte holländische das Erg... land, wo recht häufig meins de... den sind. Kiebitze von drei... den, Snee... in diesen... worden... worden. 86 000 Kie... gedrückt... zum Jahr... wurden 1... 166 000 S... 40 000 im... 119 000 in... 75 000 St... 1930 von... geliefert... lungen in... letzten Ja... nicht in e... der Vesta... davon abh... maß die P... den wirtsc... mettätigkei...

Tiere lachen dich an . . .

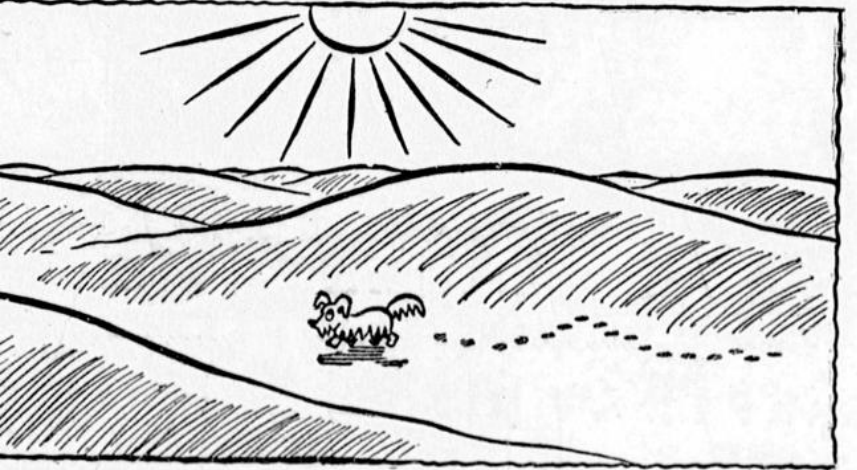


„Sie scheinen nicht zu wissen, Frau Zebra, daß Streifen in diesem Frühjahr nicht getragen werden!“



Löwe: „Ist der richtig, da-der in gehen“

hen in: „Das Stütze frau.“



truppi in der Wüste: „Wenn jetzt nicht bald ein Baum kommt, passiert was!“

Zeichnung Krusch

d und Heide

wieder seinen Einzug gen
Frühlingsabenden wartet
waldigen Bruch der Lang-
der Schneefenster am däm-
bhimmel blinzt. Die ge-
dauert bis Mitte April. Die
im Frühjahr sei im all-
pönt. Da unser Eulenkopf
als angenommen bei uns
man sich durch einen über-
nur selbst. — Auch Auer-
bahn stehen im April in der
früh mit dem Abschluß des
leinen Hahnes beginnt, noch
ingepflegt und ihre Pflichten
Nachkommenschaft erfüllt
bald ein Veröden der be-
plätze festzustellen haben.
und — keine Massenstreden!
raubwild genieße außer in
berjagden und Hasanerten,
hinaus im April Schutz und
mal der Vals bereits minder-
schätze wölft. Ebenso frisch
ld im allgemeinen in diesem
Waldrevieren wird es daher
Wo es im Felde zu Schaden
an gleichfalls unbedingt die
r bereits führende Vache.

uf den Wiesen.
e zogen noch vor wenigen
terfammer in die Wiesen
schmalen grünflügeligen Eier
zufusuchen und teuer zu ver-
ende Abnahme dieses nie-
tigen Vogels veranlaßte das

Verbot des Eier sammelns. Zwar waren
niemals genaue Zahlen über den Rückgang
des Kiebitzes gemacht worden, aber gefühls-
mäßig sprach alles dafür, die Brut dieses
eigenartigen Tieres zu schonen. Aber diese
Statistik aber äußert sich L. Schuster fol-
gendermaßen:
„Sehr lehrreich sind die Angaben, die in
der letzten amtlichen Veröffentlichung des
holländischen Pflanzenschutzdienstes über
das Ergebnis des Eier sammelns in Hol-
land, wo der Kiebitz in den Marschen ja
recht häufig ist, und ein Verbot des Sam-
melns der Eier nicht besteht, gemacht wor-
den sind. Danach sind die Mengen der
Kiebitzeier, die in der weiteren Umgebung
von drei holländischen Städten (Veenwar-
den, Sneek und Purmerend) gesammelt und
in diesen Städten auf den Markt gebracht
worden sind, seit 1913 regelmäßig festgestellt
worden. Erstmals wurden im Jahre 1913
86 000 Kiebitzeier — in runden Zahlen aus-
gedrückt — angeliefert. Die Zahl stieg bis
zum Jahre 1915 auf 118 000 Stück. 1919
wurden 124 000 Eier gesammelt, 1920 gar
168 000 Stück. Dann fiel die Zahl bis auf
40 000 im Jahre 1922 und stieg wieder auf
119 000 im Jahre 1926, um wieder bis auf
75 000 Stück im Jahre 1929 zurückzugehen,
1930 wurden wieder 84 000 Stück ab-
geliefert. Die Ursache der starken Schwan-
kungen in den Sammelergebnissen der
letzten Jahre liegt, wie der Verfasser sagt,
nicht in einer entsprechenden Schwankung
der Bestandziffer des Kiebitzes, sondern ist
davon abhängig gewesen, in welchem Aus-
maß die Bevölkerung je nach den herrschen-
den wirtschaftlichen Verhältnissen die Sam-
meltätigkeit ausübte.

Schiller und Goethe

Die derbe und schlagfertige Gattin des
reichen Berliner Seidenhändlers Duttre
besuchte Anfang des 19. Jahrhunderts ein-
mal die Dichterstadt Weimar und wollte un-
bedingt Goethe sehen und sprechen.
Da es sich nicht anders machen ließ, ging
sie in Goethes Garten und gab dem Gär-
tner einen Taler, damit er sie in einer Laube
verstecken und ihr einen Wink geben solle,
wenn Goethe käme. Nach einiger Zeit trat
er in den Garten und kam geradenwegs auf
die Laube zu. Die Gattin des Seidenhänd-
lers trat heraus und sagte in unverfälschtem
Berliner Dialekt:

„Angebeteter Mann!“
Goethe blieb stehen, legte die Hände auf
den Rücken und fragte:
„Kennen Sie mich denn?“
„Großer Mann, wer sollte Ihnen nicht
kennen“, sagte die Seidenhändlersgattin,
und zur Beträufung begann sie zu dekla-
mieren:
„Fest jemauert in der Erden
Steht die Form aus Zips jebrannt!“
Goethe lächelte und sagte:
„Es freut mich, daß Sie meinen Freund
Schiller verehren.“ Und als die Frau ein
verständnisloses Gesicht machte, fuhr er fort:
„denn das, was Sie da eben deklamierten,
schrieb er!“
Da faßte sich die Seidenhändlersgattin
und antwortete schlagfertig:
„Ach wat, det macht ja nisch, Schiller
und Goethe sind ja ganz eja!“ wgr.

Kompliment.

„Sie schicken mir ja gar keine Kataloge
mehr, Herr Feuerlauf.“
„Ja, Sie kaufen ja auch gar nicht mehr
bei mir.“
„Allerdings, Ihre Preise gefallen mir
nicht. Aber das Papier Ihrer Kataloge,
das muß ich schon sagen, eignet sich vorzüg-
lich für einen gewissen Zweck.“

Am Fahrkartenschalter.

„Eins Dritter nach Leipzig!“
„Drei Mark neunzig, bitte!“
„O Donnerwetter, das ist viel Geld!
Gehst nicht billiger?“
„Bedauere, es ist Selbstkostenpreis.“
„Mensch, das glauben Sie doch selbst
nicht. Wie sollte denn da die Eisenbahn
bestehen können, wenn sie o h n e B e r -
d i e n s t arbeiten wollte?“

Falsch verstanden.

Der Agent brachte dem Besitzer der
Mantelfabrik die Versicherungspolice:
„So, nun sind Sie versichert.“
„Von wann ab?“
„Von heute an!“
„Und wenn heute nacht mein Haus ab-
brennt, was bekomme ich dann?“
„Genau weiß ich es nicht, aber ich
glaube, so zwei bis vier Jahre
Zuchthaus!“

Ich will mit dieser Feststellung keines-
wegs einer erneuten Zulassung des Sam-
melns von Kiebitzeiern das Wort reden.
Ich begrüße vielmehr, auch aus jagdlichen
Gründen, das Sammelverbot. Ich will
damit nur beweisen, daß die unleugbar ein-
getretene starke Abnahme des Kiebitzes nicht
durch das Sammeln seiner Eier ursächlich
bedingt worden ist, sondern auf allgemeinen
und heute noch nicht hinreichend erforchten
Gründen, die in der Vogelwelt oft fäkulare
Schwankungen auslösen, beruhen muß.

Die Tiere und das Regenwetter

Bei längerem Regenwetter erfährt uns
Menschen eine trübselige Stimmung, was
leicht erklärlich ist. Bei manchen Tieren
jedoch tritt merkwürdigerweise das Gegen-
teil ein.

In Zoologischen Gärten hat man hier-
über interessante Beobachtungen angestellt.
Löwen, Tiger und andere Zugehörige der
Ragenfamilie fürchten geradezu den Regen
und sind ganz besonders wild, was sie durch
Knurren, Zittern und Fauchen zum Aus-
druck bringen. Ein außerordentlich glück-
licher Gesell ist dagegen bei Regenwetter der
Wolf, so daß er in dieser Zeit niemanden
etwas zuleide tut.

Bei Kamelen wurde Ähnliches be-
obachtet, sie schreien und springen vor Wohl-
behagen; auch die Schlangen werden bei
Regen beweglicher als sonst.

Die Affen dagegen kriechen am liebsten
in eine Ecke, wo sie stundenlang ruhig ab-
wartend sitzen. Trommelt der Regen gar zu
sehr auf das Dach ihres Hauses, so halten
sie, wie beobachtet worden ist, zum Schutze
gegen vermeintliches Nahrwerden gar die
Hände regenschirmartig über den Kopf, was
einen überwältigend komischen Eindruck
macht.